# Der Portier der Rue du Bac.

Von

**Paul de Kock.**

---

Aus dem Französischen

von

**A. Hingst.**

**Berlin.**

Alfred H. Fried & Cie.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

I.

## Schweizer und Pförtner.

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung, Herr Droguin, wenn ich mir erlaube, Sie zu stören . . . ich komme nur zu fragen, ob nicht zufällig meine Frau Eulalie hier ist."

„Nein, Herr Bassinoire, Ihre Frau ist nicht hier, ich habe sie schon den ganzen Tag nicht gesehen."

„Wo mag sie nur hingegangen sein?"

„Ich hatte heute früh einen Gang zu machen wegen eines Mieters, der ausgerückt ist . . . Sie verstehen, man schont sie noch, besonders in einem Hause, wo die Mieter seltener werden. In meinem Hause wohnen fast nur arme Teufel, welche sich kümmerlich durcharbeiten und denen ich hundertmal sagen muß: Mein Herr, der Termin ist abgelaufen . . . Ihre Quittung ist fertig! . . . Sie haben sogar die Dreistigkeit, mir zu antworten: Nun, so behalten Sie sie! . . . Aber schön dank, der Wirt setzt mir schön zu, sagt: Sie sind beauftragt, die Miete einzuziehen, thun Sie es nicht, so werde ich einem anderen Ihre Stelle geben, Sie müssen das Geld einziehen und mir geben! . . ."

„Das ist ein schöner Wirt."

„Neulich hat mir der Koch aus der fünften Etage Faustschläge statt Geld gegeben, Sie begreifen, daß ich dem Wirte dies nicht abgeliefert habe."

„Sie haben entschieden eine erbärmliche Stelle, Herr Bassinoire."

„Erbärmlich oder nicht, doch singt man den ganzen Tag in unserm Hause, die Drehorgel- und Violinspieler kommen oft auf unsern Hof, man belustigt sich, man lacht.

Wenn sie zum Tanz aufspielen, fängt meine Tochter Zirzabelle, welche in ihr zwölftes Jahr geht, sogleich im Zimmer an zu tanzen. Um mehr Raum zu haben, hat sie neulich auf dem Hofe getanzt, aber ich habe es ihr verboten, weil man ihr zwei Sous zugeworfen, da man sie für eine Gefährtin des Drehorgelspielers gehalten . . ."

„Mein Sohn Leander, ein Junge von sieben Jahren, macht sich Kastagnetten aus zerbrochenen Tellern, begleitet seine Schwester und springt um sie herum, daß man meint, Spanier tanzen zu sehen, um so mehr, da Zirzabelle ihr Taschentuch zur Erde wirft und es hüpfend wieder aufnimmt, wie in dem Versteckspiel, das man auf dem Theater sieht. Einer meiner Mieter sagte mir neulich: Sie sollten einen Stier in Ihrem Hofe haben ... Ihre Kinder würden mit roten Fähnchen vor ihm herlaufen und man würde meinen, man wäre in Madrid ... Aber Sie werden begreiflich finden, daß ich meine Kinder nicht mit einem Stier spielen lassen werde; überdies ist unser Hof so klein, daß man sich da höchstens mit einem Esel herumtummeln könnte."

„Der Mieter hat sich nur über Sie lustig gemacht, Herr Bassinoire."

„Glauben Sie! ... Aber Sie kennen meine Kinder nicht, sie sind wahre Wunder, deshalb habe ich sie auch für das Theater bestimmt, wo sie, wie man mir sagt, unerhörten Erfolg haben werden ... Mein Junge hat die Rolle des Fanfon Benoîton auswendig gelernt, die er am Geburtstage des Bäckers spielen wird, der in seinem Backofen oder in seinem Backtrog, ich weiß nicht wo, Theater aufführen lassen will."

„Der Bäcker will bei sich Komödie spielen lassen?"

„Sicherlich, man spielt dies Stück jetzt bei den vornehmsten Leuten. Anfangs wollte man die Alkalie aufführen, aber man hat es aufgegeben, weil die Mutter des Bäckers bei jeder Vorstellung weinte, wie ein sprudelnder Quell, deshalb hat man die Familie Benoîton gewählt, die verursacht weniger Thränen."

„Wird Ihre Frau nicht mitspielen?"

„Eulalie, nein, die eignet sich nur für Gesang, sie hat eine schöne Stimme ... mehr als einmal hat man ihr gesagt, wenn sie in einem Café Chantant singen würde, könnte sie Hunderte und Tausende verdienen, sie würde eine zweite Theresa werden ... aber das habe ich nicht gewollt ... auf diesem Ohr hört sie nicht gut! ... Öffentlich auftreten ... mit ihrem hübschen Gesichtchen, in das jeder sich verliebt ... mit nichten! Ich bin eifersüchtig; ... wenn nur einer zu lange mit meiner Frau spricht, tritt mir der kalte Schweiß auf die Stirn."

„So wird sie also bei dem Bäcker spielen?"

„Sie wollte die schöne Helena spielen, weil da viel gesungen wird, sie hätte ihr Talent zeigen können, aber dazu bedurfte es

eines Orchesters, einiger Musikanten, und ein Trommelschläger war schon gar nicht aufzutreiben.

So hat man sich zu der Familie Benoîton entschlossen, da lassen sich Pausen einschieben, die man mit Butterbroten und einem Gläschen Wein ausfüllen kann.

Meine Frau hat gesagt: Ich werde die Rolle der Frau Benoîton spielen, da bin ich in meinem Element."

„Das ist eine große Rolle."

„Ich weiß es nicht, aber ich glaube, Eulalie studiert sie, wenn sie spazieren geht; denn jedesmal, wenn meine Frau ausgeht, sagt sie mir, ich werde die Frau Benoîton spielen.

Heute studiert sie freilich zu lange, um zwei Uhr ist sie ausgegangen, nun ist es bald sieben.

Ich weiß wohl, daß die Kinder auf die Thür achten, aber ihre lange Abwesenheit beunruhigt mich, deshalb erkundige ich mich bei Ihnen, Herr Pförtner."

„Herr Pförtner! . . . Ich bitte sehr, ich bin kein Pförtner, ich bin ein Schweizer."

„Ah, Sie sind ein Schweizer, Herr Droguin? . . . und ich glaubte, Sie wären aus Pantin, aus der Gegend von Villette?"

„Sie verstehen mich nicht. Sie wissen überhaupt nicht, was ein Schweizer ist."

„Ein Schweizer? . . . Zum Teufel, das muß ein Deutscher sein."

„Durchaus nicht. Erstens sind Schweizer keine Deutsche, weil die Schweiz ein Land für sich ist, das sich nach seinen eigenen Ideen regiert."

„Wie gelehrt Sie sind, Herr Droguin!"

„Ja freilich, ich habe etwas gelernt, der Mensch ist geschaffen, um zu lernen, und um etwas zu wissen, muß man erst lernen."

„Zum Teufel, wie verstehen Sie zu reden!"

„Und ich habe gelernt, daß wenn man Brutus Epaminondas Droguin heißt, man sich der Namen, welche man trägt, würdig machen soll."

„Sie heißen Brutus Epaminondas? — Diese Namen habe ich im Kalender nicht gesehen."

„Sie stehen auch nicht darin. Aber ich bin im Jahre 1800 geboren und mein Vater, welcher die Griechen und Römer über alles liebte, gab mir diese berühmten Namen. Da habe ich mir gesagt, man hat Dir zwei so berühmte Burschen zu Gevattern ge-

geben, Du mußt ihnen Ehre machen, Du mußt lernen. So habe ich studiert und ich weiß eine Menge Sachen."

„Ich möchte nur gern wissen, wo meine Frau ist."

„Um auf unsere Worte zurückzukommen, muß ich Ihnen sagen, Herr Bassinoire, daß ein Schweizer so hoch über einem Pförtner steht, wie ein Sergeant über einem Korporal."

„Warum das, Herr Droguin, mir scheint, daß sowohl Sie wie ich das Haus, das man uns anvertraut, überwachen."

„Aber welch' ein Unterschied! Einem Schweizer macht man keine Aufträge, er verläßt seinen Stand nie, er hat das Recht, einen dreieckigen Hut zu tragen."

„Wenn ich je Aufträge ausführe, so thue ich das aus freiem Antrieb, und was den dreieckigen Hut anbetrifft, so hat meine Frau zu wiederholten Malen gewünscht, daß ich einen trüge."

„Aber kann sich die Wohnung eines Schweizers wohl im entferntesten mit den kleinen erbärmlichen Löchern eines Pförtners vergleichen, in welchen man erstickt, in welche kein Sonnenstrahl hineinfällt."

Herrn Droguins Wohnung freilich, wie sein ganzes Haus, war nach dem neuesten Stil gebaut, es gewährte Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten, welche unsere Väter nicht kannten. Das Haus war vier Stock hoch, außer den Dachstuben, die Wohnungen waren schön, bequem, die Treppen bequem und sanft aufsteigend; auf einen geräumigen Hof gingen die Hinterräume; eine große Flügelthür trennte das Erdgeschoß von der Wohnung des Schweizers.

Diese Wohnung war elegant; von der mit Mosaik ausgelegten Flur führte eine Glasthür zu dem Vorzimmer dieser Wohnung; von da erst kam man durch eine zweite Glasthür zu dem Schweizer. Sein Zimmer war behaglich ausgestattet. Ein schönes Klavier, ein mit Damastvorhängen verhülltes Bett waren die Hauptgegenstände in demselben. An das Zimmer stieß die Küche und noch ein kleines Zimmer, das Fräulein Iphigenie, die Tochter des Schweizers, bewohnte.

Alles dies war glatt gebohnert und so sauber gehalten, daß oft Fremde, welche hineingeschaut und Herrn Droguin seine Zeitung hatten lesen sehen, gefragt hatten: „Ich bitte um Verzeihung, mein Herr, können Sie mir nicht die Wohnung des Pförtners zeigen?"

Da wir uns schon mit dem Pförtner beschäftigen, der durchaus Schweizer sein wollte, müssen wir gleich bemerken, daß er ein Mann von etwa siebenundsechzig Jahren war. Er war schön und groß gewachsen, sein ganzes Auftreten bewies Stolz und hohe

Selbstüberschätzung, wozu ihn sowohl seine Stellung, wie sein Anspruch auf Wissen berechtigte. Hiervon abgesehen, war Herr Droguin ein außerordentlich guter Mann, unfähig jemandem unrecht zu thun und gern bereit, demjenigen zu dienen, der ihm Vertrauen und Achtung bewies.

Er war Witwer und hatte zwei Kinder. Einen Knaben und ein Mädchen. Fräulein Iphigenie, seine Tochter, ein großes, schönes Mädchen von neunzehn Jahren mit tief schwarzen Augen, die sie nicht gern niederschlug, studierte auf dem Konservatorium und hatte, wie ihr Vater sagte, schon eine bedeutende Force. Sie kleidete sich mit solcher Eleganz, daß man sie nicht für die Tochter eines Schweizers gehalten hätte. Wohl wunderte man sich, wie eine Musiklehrerin, deren Schülerinnen nicht mehr als vierzig Sous für die Stunde zahlen, so oft sich neue Kleider kaufen kann. Aber die Stoffe sind jetzt so billig, man hat schon reizende Kleider für sechs Sous den Meter.

In der Wohnung ihres Vaters war Iphigenie nie zu sehen. Das ist leicht erklärlich, denn eine junge, liebenswürdige Musiklehrerin wird mit Einladungen überschüttet; es giebt kein Fest mehr für die Schülerinnen, wenn Fräulein Iphigenie nicht dabei ist.

Wenn man Herrn Droguin fragte:

„Wo ist Ihre Tochter? Wir sehen sie ja nie!“ antwortete er mit einem leichten Anflug von Stolz:

„Meine Tochter ist in Gesellschaft, meine Tochter ist auf dem Geburtstage der Frau von Potapatasky oder meine Tochter ist bei ihrer neuen Schülerin, welche Eselsmilch auf dem Lande trinkt, was wollen Sie, sie hat so viel Talent, sie ist so liebenswürdig, man reißt sich um sie.“

Herrn Droguins Sohn ist zweiundzwanzig Jahre alt, er heißt Julian, er ist ein sehr hübscher Junge, hat ein sehr sanftes Gesicht und schlägt seine Augen viel häufiger nieder als seine Schwester. Er ist in einem großen Handlungshause beschäftigt, er wird von seinem Herrn geliebt, weil er gut arbeitet, er kleidet sich anständig, seiner Stellung entsprechend, er strebt nicht danach, wie ein Geck auszusehen, sobald er einen freien Augenblick hat, kommt er zu seinem Vater, wenn er auf seinen Gängen durch die Straße du Bac kommt, und er geht so häufig wie möglich dadurch, weil . . . nun das werden wir später sagen.

Herr Droguin liebt seinen Sohn, aber nie spricht er mit solchem Pathos von ihm wie von seiner Tochter; wenn von ihm die Rede ist, pflegt er einfach zu sagen:

„Er ist ein guter Junge, er wird seinen Weg machen, wenn er meinem Rat folgt.“

Zeichnen wir jetzt auch das Bild des Herrn Bassinoire.

Er ist ein Pförtner in der vollen Bedeutung des Worts, er denkt nicht daran, Schweizer sein zu wollen. Er ist ein Mann von achtundvierzig Jahren mit großen, porzellanblauen Augen, die immer erstaunt aussehen, seine blondroten Haare liegen immer so niedrig auf der Stirn, daß sie eher Baumwolle als Haaren gleichen. Als seine Kinder klein waren; hatte seine Frau, wenn diese Zahnschmerzen gehabt, die Enden von seinem Haar abgeschnitten und sie statt Baumwolle den Kindern in das Ohr gesteckt.

Wir wissen schon, daß Herr Bassinoire verheiratet und sehr eifersüchtig auf seine Frau ist, die viel jünger als er ist. Wir kennen bereits seine Familie und er hat uns selbst gesagt, daß sein Haus nur von kleinen Leuten bewohnt wird, das dreißig Schritte von dem Hause entfernt ist, in welchem Herr Droguin als Schweizer thront.

In seinen verlornen Augenblicken beschäftigt er sich mit der Schneiderei, da er sich aber auf Hosen nicht gut versteht und zu Paletots kein Talent hat, fehlt es ihm gewöhnlich an Arbeit.

Jetzt tritt eine neue Persönlichkeit bei Herrn Droguin ein. Ein Mann von etwa vierzig Jahren mit heiterm, lebhaftem, mokantem Gesicht, sorgfältig gebundener Kravatte, mit einer blauen Samtmütze, deren Schirm auf das linke Ohr fällt.

Springend und händereibend kommt er in die Thür.

„Ah,“ rufen der Schweizer und der Pförtner fast beide zusammen, „da kommt Herr Pigeonnier, nun werden wir etwas Neues hören.“

Herr Pipeonnier, der frühere Krämer im Viertel, hatte sich von seinem Geschäft zurückgezogen und lebte jetzt von den Zinsen, die er schnell dadurch gemacht, daß er Mehl in den Staubzucker, Cichorien in den Kaffee und Syrup in die eingemachten Früchte gethan. Nun war er der Geschichtenerzähler und Spaßvogel der Straße.

Er kannte alle Dienstmädchen und machte selbst den häßlichen den Hof, nur um zu wissen, was ihre Herrinnen thäten. Sobald er eine Thatsache, eine Intrigue, eine Szene, einen Streit, der im geheimen stattgefunden, erfuhr, verbreitete er ihn mit Ergänzungen seiner Phantasie in der Nachbarschaft.

„Guten Tag, meine Herren, oder vielmehr guten Abend,

denn es hat bereits sieben Uhr geschlagen ... Es geht gut, Papa Droguin?"

Der Schweizer liebte nicht, daß man ihn Papa nennt, diese vertrauliche Anrede erschien ihm ungebildet und er entgegnete trocken:

„Herr Pipeonnier, warum nennen Sie mich Papa, ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich das nicht liebe."

„Ich nenne Sie Papa, weil Sie es sind. Sind Ihre Tochter und Ihr Sohn nicht Ihre Kinder?"

„Ei freilich, aber das ist kein Grund. Mein Wirt hat auch Kinder, er ist ein Millionär, dieser Herr Grosfour. Nun was meinen Sie, er würde es gut aufnehmen, wenn ich ihm seine Miete bringe, und ihm sagen würde: Papa Grosfour, da ist Ihr Geld!"

„Aber Sie sind kein Wirt."

„Ich bin Schweizer und ich mache keine Ansprüche."

„Wollen Sie, daß ich Sie gnädiger Herr Droguin nenne, das ist mir ganz gleich, ich gebe Ihnen alle Titel, welche Sie wollen."

„Guten Abend, Bassinoire, willst Du, daß ich Dich Papa nenne?"

„Ach gern, wie Du willst . . . sage mir, Pipeonnier, kannst Du mir nicht zufällig sagen, wo meine Frau ist. Sie ist schon seit zwei Uhr fort . . . ich bin ihretwegen sehr unruhig."

„Deine Frau habe ich erst vor zehn Minuten gesehen."

„Meine Frau? ... Eulalie? Du hast sie gesehen ... Wo?"

„Auf der Brücke der Künste, sie plauderte mit einem jungen Manne, den ich nicht kannte."

„Sie plauderte . . . auf der Brücke der Künste ... und Du sagst es mir nicht gleich. Sie studiert also ihre Rolle als Frau Benoîton auf der Brücke der Künste? . . . mit einem jungen Manne? . . . Ah, Eulalie, Du bist sehr leichtsinnig."

Mit diesen Worten stürzt der Pförtner Bassinoire auf die Straße.

II.

## Das Geklatsch.

Herr Pieponnier wirft sich lachend in einen Lehnstuhl, während Herr Droguin, welcher fühlt, daß er ein wenig hart gewesen, mit freundlichem Tone sagt:

„Was lachen Sie denn so, Pipeonnier?"

„Ach, Sie wissen es nicht! . . . dieser arme Bassinoire, seine Frau hat ihn zum besten, wie hintergeht sie ihn."

„Sollte sie ihre Pflicht vergessen . . . wenn ich das wüßte."

„Nein, ich will nicht sagen, daß sie untreu ist . . . Es ist möglich, aber ich weiß es nicht. Ich bin nur überzeugt, daß sie ihm nicht alles sagt, was sie thut . . . Wissen Sie, was sie neulich gethan!"

„Nein, ich weiß es nicht."

„Wie, habe ich Ihnen das nicht erzählt? . . das wundert mich. Aber vielleicht wußte ich es selber noch nicht."

„Nun, Papa . . . nein, ich will sagen, Herr Droguin, Frau Bassinoire hat neulich im Batailon gesungen."

„Was ist Batailon?"

„Das ist ein Café-concert . . . ein ungeheurer Saal . . . man trinkt, man raucht, man singt . . ."

„Und Frau Bassinoire hat sich erlaubt, da öffentlich zu singen, ohne die Erlaubnis ihres Mannes?"

„Er würde es ihr nicht verboten haben."

„Sie haben sie gehört?"

„Nein, ich nicht, einer meiner Freunde . . ."

„Hat sie Erfolg gehabt?"

„Einen Hundeerfolg, das heißt, man hat gepfiffen, indem man sich die Mühe gab, Azor zu rufen. Sie hat beständig falsch gesungen."

„Aber sie wird Frau Benoîton spielen."

„Nichts als Aufschneiderei. Kennen Sie nicht das Stück des Vaudevill's: ‚Die Familie Benoîton'?"

„Nein, ich kenne es nicht. Ich gehe nicht ins Theater, mein Amt erlaubt es nicht.“

„Sie könnten sich doch hin und wieder vertreten lassen.“

„Nie, mein Herr, nie, man vertritt einen Pförtner, aber nie einen Schweizer!“

„Also, so wissen Sie denn, daß man Frau Benoîton nie in diesem Stücke sieht, sie ist immer ausgegangen, entweder auf dem Spaziergang oder in Geschäften, sie erscheint nie. Sie begreifen also, daß sie nicht spielt, während die andern ihre Rolle studieren, geht sie spazieren.“

„Sie teilen mir Dinge mit, wovon ich keine Ahnung habe.“

„Ich habe freilich viel gelesen, ich sehe, ich muß jedes Theaterstück lesen, damit ich auf dem Laufenden bleibe.“

Die Glasthür wird wieder aufgestoßen: Ein junger, sehr eleganter Herr schaut herein und fragt Droguin, ob Fräulein Iphigenie nicht da ist.

„Nein, Herr von Ravinette, meine Tochter ist noch nicht zurück. Ich vermute, daß eine ihre Schülerinnen sie zu Mittag behalten. Treten Sie doch ein, Herr von Ravinette, ruhen Sie sich ein wenig aus.“

„Danke, ich habe keine Zeit.“

„Iphigenie kann jeden Augenblick zurückkehren. Haben Sie ihr etwas zu sagen?“

„Ja, ich wollte ihr eine neue Schülerin verschaffen. Es ist ein wenig weit, in Argenteuil. Aber man wird die Reise bezahlen, und wenn sie dort übernachten will, findet sie ihr Zimmer, sie kann die Annehmlichkeiten auf dem Lande genießen . . .“

„Wie gütig von Herrn von Ravinette, solche Stunden für meine Tochter zu finden. Ja, die Landluft wird ihr gut thun, sie sieht jetzt ein wenig ermüdet aus.“

„Morgen früh werde ich Fräulein Iphigenie bei Frau von Varnelle sehen, und ich werde ihr alles mitteilen. Guten Abend, Herr Droguin.“

„Schön guten Abend, Herr von Ravinette, wie böse bin ich, daß Sie nicht einen Augenblick bleiben wollen.“

Der schöne Herr ist schon wieder fort, ohne den Herrn Piepeonnier die geringste Beachtung geschenkt, noch dessen Gruß erwidert zu haben.

Der frühere Gewürzkrämer ruft lachend aus:

„Das ist ein Bürschchen! der trägt den Kamm hoch!

„Er hat ein Recht dazu, er gehört zu der vornehmen Gesell-

schaft . . Herr von Ravinette ist Graf oder Marquis, ich weiß es nicht genau, aber meine Tochter muß es wissen . . . er ist einer von ihren eifrigsten Beschützern."

„Wenn sie viele solche hat, kann sie oft aufs Land gehen, Stunden zu geben."

„Was wollen Sie damit sagen, Herr Pieponnier. Verstehen Sie mich, ich werde es nicht leiden, daß man auch nur mit dem leisesten Wort den Ruf meiner Tochter verdunkelt."

„Soviel ich weiß, Herr Droguin, habe ich nichts gesagt, was ihre Tochter beleidigen könnte. Sie sagen nur, daß dieser zierliche Herr ihr Beschützer ist. Ich wünsche ihr, daß er ihr viele Schülerinnen in Argenteuil oder in Vincener verschafft, das ist einerlei, weil es ihrer Gesundheit zuträglich ist. Nur wundert es mich, daß ein Graf oder Marquis der Tochter eines Schweizers der Straße du Vos Stunden verschafft."

„Warum sollte er sich nicht für meine Tochter interessieren . . . Sie sind seltsam, Herr Pipeonnier, Sie wundern sich über alles . . . Wenn Sie so gelehrt wären wie ich, würden Sie wissen, daß man noch weit außergewöhnlichere Dinge im Leben sieht, als das."

„Ich gebe zu, Herr Droguin, daß ich durchaus nicht so aufgeklärt bin, wie Sie, Herr Droguin . . . Sie sind ein Brunnen der Wissenschaft, ich sagte erst noch neulich zur Nachbarin: Herr Droguin ist ein Brunnen! fragen Sie ihn, was Sie wollen, er wird Auskunft über Dinge geben, die sich schon vor mehreren Jahrhunderten zugetragen haben und so genau, als ob er dabei gewesen."

Dieses Kompliment schmeichelt Herr Droguin sehr und er erwidert:

„Sie schmeicheln mir, lieber Freund . . . Ja, ja, ich bin ein halber Gelehrter, aber es giebt doch Dinge, die ich nicht kenne . . . und die ich durchaus kennen muß, denn ich schreibe meine Erfahrungen nieder . . . ich schreibe meine Memoiren, Pieponnier."

„In der That, Sie schreiben Ihre Memoiren . . . das wird äußerst interessant sein."

„So interessant, daß ich Sie wahrscheinlich nicht während meiner Lebenszeit herausgeben werde . . . Ich denke darüber nach . . . es ist eine Frage auf Leben und Tod."

„Und was wünschen Sie zu erfahren?"

„Mein Lieber, ich möchte einmal im Luftballon aufsteigen."

„Im Luftballon? Was für ein närrischer Einfall!"

„Das ist jetzt Mode, man steigt heutzutage in einem Luftballon, wie man in einem Omnibus steigt. Aber mein Amt erlaubt mir nicht, mich lange zu entfernen . . . eine halbe Stunde vielleicht . . . da könnte meine Tochter meinen Platz wohl ausfüllen . . . aber es ist wahr, sie kann eigentlich nie."

„Halt, da habe ich eine Idee . . . Auch ich bekomme Lust, mit dem Ballon aufzusteigen. Ich werde mich Ihnen anschließen."

„Sehr gern, ich werde in der Luft Notizen über die Wirkungen der Nähe der Wolken machen."

„Im Hippodrome steigt man im Ballon auf, aber ich glaube, es kostet zehn Franken . . . Das ist gesalzen!"

„Pipeonnier, nichts ist zu sehr gesalzen, wenn man den Kreis seiner Kenntnisse erweitern kann . . . aber wer kommt da?"

„Das ist Bassinoires Tochter, die kleine Zirgabelle."

Ein kleines zwölfjähriges Mädchen mit einem Butterbrot und Weinbeermus in der Hand, in welches sie gierig hineinbeißt, springt in die Stube, wirft sich in einen Lehnstuhl und ruft vergnügt:

„Ah, man sitzt gut darin. Solche Lehnstühle haben wir nicht."

„Was willst Du, kleine Zirgabelle? Wem suchst Du hier?"

„Ich suche Papa oder Mama, Papa hat gesagt, daß er zu Ihnen ginge . . ."

„Dein Vater war hier, er ist aber wieder fortgegangen und Deine Mutter habe ich nicht gesehen."

„Das ist lustig. Ich muß in die Tanzstunde gehen, es ist Zeit . . . um so schlimmer . . . aber ich gehe . . ."

„Wer wird denn die Thür bewachen?"

„Mein kleiner Bruder Lander."

„Das ist ein gut bewachtes Haus . . . durch ein siebenjähriges Kind."

„Oh, er paßt besser auf, als Papa. Neulich hat er seine Pfeife mit einem Briefe für die Dame in der zweiten Etage angezündet. Die erwartete Nachricht von ihrem Mann . . . und sie wartet immer noch . . . Guten Abend, Herr Droguin," ich werde tanzen."

Das kleine Mädchen ist fortgelaufen und Droguin ruft aus:

„Oh, sie hat meinen Lehnstuhl mit Weinmus beschmutzt. So etwas macht sie immer, sie ist schlecht erzogen."

„Wenn man eine Mutter hat, die immer die Rolle der Frau Benoîton spielt," bemerkt Pipeonnier . . . „halt da kommt noch jemand . . . aber das ist eine andere Gesellschaft."

„Das ist Fräulein Adeline, die Tochter Robertins, des Pfört-

ners im Nebenhause . . . Gegen die ist nichts zu sagen, Klavier zu spielen versteht sie nicht, aber sie wird ihren Weg ohne Beschützer machen."

Die Person, von welcher Herr Droguin spricht, öffnet die Glasthür. Ein junges, schönes Mädchen in einfacher Haltung und anständiger Kleidung tritt ein. Ihr Haar ist leicht blond, ihre Wangen sind fein gerötet, ihre großen, blauen, mit langen Wimpern bedeckten Augen sind fast immer gesenkt, aber wenn sie sie aufschlägt, trifft den Beobachter ein solcher Ausdruck von Liebreiz, der sogar Vertrauen gewinnt, denn die Redlichkeit ist eine Macht, die selbst den Bösesten bezwingt.

So geschmackvoll Adeline sich auch kleidet, würde Sie sich doch nie erlauben, diese Flechten, Bänder, Lappen und Schwänze zu tragen, die unter den Namen: Folgen Sie mir, junger Herr, sehen Sie mich an . . . die nur von den Frauen getragen werden, die Achtung fordern, anzulegen.

Dieses junge Mädchen ist Näherin, sie träumt von keiner goldenen Zukunft, keinen eleganten Toiletten, keiner Loge im ersten Rang, keiner Equipage, die sie nach dem Bois de Boulogne bringt; aber sie träumt von einem Manne, den sie lieben, Kindern, die ihr zugethan sein werden, und von einer Häuslichkeit, in der die Arbeit und die Ordnung, die Langeweile und die Armut vertreiben werden. Jeder träumt nach seinem Geschmack und seinen Gefühlen. Glücklich diejenigen, deren Träume zu verwirklichen sind.

Nachdem Adeline die Anwesenden begrüßt, sagt sie:

„Um Verzeihung, Herr Droguin, ich komme, um zu sehen, ob Fräulein Iphigenie hier ist und ob sie Zeit hat, ihr Kleid anzupassen."

„Nein, Fräulein Adeline, meine Tochter ist noch nicht zurückgekommen. Ich muß mich wohl entschließen, ohne sie Mittag zu essen. Sie wird wahrscheinlich bei einer ihrer Schülerinnen geblieben sein. Das kommt häufig vor."

Während der Schweizer also gesprochen, hat Pipeonnier seine Wangen mit seiner Zunge beleckt, was ein gewisses Zeichen bei den Arbeitern ist. Er lächelt dem jungen Mädchen zu, welches es nicht bemerkt. Nachdem sie noch in die Stube hineingeblickt, als ob sie jemanden suche, entgegnet sie:

„So werde ich gehen, Sie sind wohl so gütig, Ihrer Tochter, sobald sie zurückkommt, zu sagen, daß ihr Kleid fertig ist."

„Ja, mein Kind, ich werde nicht verfehlen. Aber weshalb so eilig, ruhen Sie sich doch einen Augenblick aus."

„Ich danke Ihnen, mein Herr, mein Vater ist allein, er hat es gern, wenn ich bei ihm bleibe, wenn ich meine Arbeit fortgetragen habe.“

„Wie geht es Robertin?“

„Gott sei dank, er ist von seiner Entzündung, an der er sehr krank war, geheilt.“

„Ihr Vater geht nie aus, geht auch nicht auf die Nachbarschaft, macht sich kein Vergnügen,“ bemerkt Herr Droguin, „da muß er aus Mangel an Bewegung krank werden.“

„Aber mir scheint, daß Herr Droguin nicht mehr ausgeht, als mein Vater.“

„Daher fühlt er auch das Bedürfnis, im Luftballon aufzusteigen, er bedarf frischer Luft . . .“ bemerkte Pipeonnier.

„Pipeonnier, Sie sind ein schrecklicher Schwätzer . . . ich wollte meine aronautischen Absichten geheim halten.“

„Wenn Ihnen daran gelegen wäre, sie geheim zu halten, hätten Sie sie mir nicht anvertraut . . .“

„Meine Herren, ich wünsche Ihnen guten Abend.“

Mit diesen Worten verschwindet die anmutige Adeline, nachdem sie die Herren freundlich gegrüßt.

„Welch' reizendes Mädchen!“ ruft Pipeonnier, ihr nachsehend, aus . . . Sie geht zu ihrem Vater, sie leistet ihm Gesellschaft . . .“

„Weil ihr Beruf es ihr erlaubt. Wenn sie Musikstunden gäbe, könnte sie nicht immer ruhig bei ihrem Vater sitzen.“

„Das ist richtig. Sie hat einen Beruf erwählt, der sie nicht nötigt, den ganzen Tag umherzulaufen. Sie macht für Fräulein Iphigenie Kleider?“

„Ja, das heißt, sie macht ihr eine Robe und arbeitet ein Kleid wieder auf, aber ich glaube, meine Tochter wird sie nicht lange behalten. Iphigenie sagt, ihr fehlt der Schick . . . Ihre Kleider sind nicht nach der neuesten Mode. Sie sucht eine andere Schneiderin, Sie verstehen, Herr Pipeonnier, da Iphigenie in gute Gesellschaft geht, kann sie nicht wie eine Krämerstochter gekleidet sein.“

„Aber es giebt Krämerstöchter, welche sich sehr hübsch kleiden. Bitte, greifen Sie nicht diese hoch achtbare Klasse an, über die man sich immer ohne Grund lustig macht. Und weshalb? weil der Gewürzkrämer das verkauft, was jeder so notwendig braucht? Die Menschen würden schlecht fahren, wenn sie von denen, die sie lächerlich machen, nicht mehr ihren Zucker, Salz, Pfeffer, Licht u. s. w. kaufen könnten.“

„Pipeonnier, ich greife niemanden an, ich wiederhole nur, daß die kleine Robertin die Kleider nicht nach dem neuesten Schnitt macht.“

„Es ist schade, daß der Vater dieses jungen Mädchens so ein alter Bär ist, sonst würde ich öfter zu ihm gehen, mit ihm zu plaudern. Aber wenn ich komme, so bietet er einem kaum einen Stuhl an, wenn ich ihm von den Nachbarn erzählen will, so hört er mich kaum an und bemerkt nur: Das geht mich nichts an, ich kümmere mich nicht um anderer Angelegenheiten.“

„Weil er vielleicht fürchtet, daß man sich um seine kümmert,“ bemerkt Herr Droguin mit einem vielsagenden Lächeln.

„Ja, ja, eine sehr gute Bemerkung, Herr Droguin. In der That, es gehen allerlei Gerüchte. Ich habe alles mögliche von dem Robertin sagen hören . . . aber nichts bestimmtes . . . nur Vermutungen, hingeworfene Worte . . . Sie, Herr Droguin, der Sie so vieles wissen, dessen Haus an das alte Hotel Villagier stößt, sollten doch unterrichtet sein und die Quelle der Gerüchte kennen. Sie sind vielleicht so gut, mir zu sagen, was daran ist.“

Der Schweizer aus Pantin wirft sich in seinen Lehnstuhl, schnäuzt sich, spuckt aus, nimmt eine würdige Miene an und entgegnet:

„Herr Pipeonnier, ich will Ihnen sagen, was ich weiß und was man mir erzählt hat, denn ich bin erst siebenundsechzig Jahre alt . . . noch nicht ganz, folglich habe ich den Marquis von Villagier, den letzten Besitzer des benachbarten Hotels nicht gekannt . . . das heißt, als es noch ein Hotel war, der im Jahre 1793 gestorben ist.“

„Das ist wahr. Jetzt schreiben wir 1868, eine Epoche, die durch Reisen in angebundenen Ballons bezeichnet wird . . . bitte verzeihen Sie, wenn ich Sie unterbrochen . . . fahren Sie fort . . .“

„Die Familie Villagier war, wie man sagt, sehr reich. Das benachbarte Hotel war sehr prächtig . . .“

„Es ist noch ziemlich schön, die Gemächer sind elegant . . . neulich wollte ich da die erste Etage, die zu vermieten ist, besehen. Natürlich that ich es nicht für mich. Ich sagte dem Pförtner, daß ein reicher Engländer mich beauftragt hätte, eine Wohnung für ihn zu suchen . . . Ich log, ich wollte die Wohnung nur aus Neugierde sehen. Er hat mich nicht hinauf gelassen.“

„Herr Pipeonnier, wenn Sie mich fortwährend unterbrechen, werde ich Ihnen kein Wort von dem Robertin sagen.“

„Ach, ich bin ein Esel! Nun soll auch keine Silbe mehr über meine Lippen gehen . . . fahren Sie fort.“

„Der letzte Sprößling dieser Familie wollte sich gerade zu der Zeit verheiraten, als die Revolution ausbrach . . .“

„Welche?“

„Wie — welche? Ich spreche doch von Ereignissen, die sich vor meiner Geburt zugetragen haben . . .“

„Ach, das ist wahr . . . seit der Zeit haben wir schon viele Bewegungen gehabt . . . es war also zu der Zeit des guten Herrn Robespiere! . . .“

„So ist es . . . Sie sehen wohl, daß Sie mich wieder unterbrechen.“

„Beachten Sie das nicht weiter. Sie sagten mir also, daß der Herr Marquis von Villagier sich verheiraten wollte.“

„Ja, seine Frau war bei der Geburt dieses Sohnes gestorben. Als der Marquis die Revolution wachsen sah, schickte er seinen Sohn ins Ausland. Der ärmste hätte gut gethan, mit ihm zu reisen . . . man riet es ihm, aber er wollte in Paris bleiben. Man nahm ihn in seinem Hotel fest und einige Tage darauf wurde er guillotiniert.“

„Oh, mein Gott, was hatte er gethan?“

„Er war beschuldigt verdächtig zu sein. Das genügte damals, um verwickelt, angeklagt und oft auch verurteilt zu werden.“

„In dem allen sehe ich nichts, was Herrn Robertin betreffen könnte.“

„Wir kommen dazu. Der Vater des Robertin, den Sie kennen, war damals Pförtner in dem Hotel Villagier . . . Wie es scheint, war er ein tüchtiger Kerl . . . in meiner Art . . . ein solider Mann . . . In der ersten Zeit der Revolution hatte er sich sehr ruhig verhalten und sich durchaus nicht mit Politik beschäftigt. Aber sobald sein Herr, der Marquis von Villagier festgenommen wurde, änderte Robertin Ton und Gang. Er besuchte die Klubs und kam nicht anders als in einer Bärenmütze, einer Jakobinerjacke und einem Kavalleriesäbel heraus, den er lang hinter sich auf dem Pflaster schleppen ließ. Jedermann fürchtete ihn, die Frauen und Kinder liefen vor ihm fort. Mit einem Wort, Robertin galt als einer der wärmsten Anhänger der Republik.“

„Als der Marquis von Villagier hingerichtet ward, sagte man sogar, daß sein Pförtner von der Verurteilung gewußt.

Ob es wahr ist, kann ich allerdings nicht behaupten. Gewiß ist nur, daß, als das Hotel wie alle übrigen Schlösser des Mar-

quis Vollagier verkauft wurden, der wilde Republikaner nichts desto weniger Pförtner in dem Hotel blieb. Sie begreifen, daß der neue Besitzer es nicht wagte, einen Kerl fortzuschicken, den jedermann fürchtete.

In wieviel Hände das Hotel Villagier seitdem gegangen, weiß ich nicht, gewiß ist nur, daß Robertin immer Pförtner blieb. Indessen hörte er bald auf, seine Pelzmütze und seinen großen Säbel zu tragen. Er schloß sich in seiner Loge ein, die er selten verließ und schien sich nicht mehr um die Politik zu kümmern.

Seit der Zeit wurde er schweigsam und träumerisch, traurig, floh seine Nachbarn, sprach mit niemandem. Da sagte natürlich jedermann, daß Gewissensbisse in plagten, man sagte sich ganz leise einander: Er hat seinen Herrn verkauft, er ist schuld an dem Tode des armen Marquis von Villagier gewesen, der ihm nur Gutes gethan; jetzt bereut er ohne Zweifel sein Benehmen. Aber sein Gewissen läßt ihm keine Ruhe und deshalb sieht er immer verstört und traurig aus. Er war verheiratet, er hatte einen Sohn . . . den jetzigen Pförtner. Der junge Robertin hatte nicht die geringste Ähnlichkeit mit seinem Vater. Er war ein munteres Bürschchen, liebte zu lachen, zu plaudern, zu trinken, er war ein Lebemann.

Als der Alte seine letzte Stunde nahen fühlte, er war nur fünfzig Jahre, ließ er seinen Sohn rufen und befahl ihm, ihm in seinem Amt als Pförtner des Hotel Villagier zu folgen.

Jedenfalls hatte er es bei dem Besitzer des Hauses durchgesetzt, daß sein Sohn ihm folgen sollte, und nachdem er eine lange Unterhaltung mit ihm gehabt, deren Inhalt keiner erfahren, starb der Alte.

Das Eigentümliche aber ist, daß der junge Robertin, seit der Zeit, sowohl im Benehmen wie in der guten Laune, sich änderte. Er wurde verständig, gesetzt, verließ nie seine Wohnung, hörte auch auf zu lachen und zu trinken und wurde ein ebenso alter Bär wie sein Vater. Jeder sagte sich: Mit dem Erbe des alten Robertin, hat er auch dessen Gewissensbisse geerbt.

Solche Sachen vererben sich aber gewöhnlich nicht. Das Geld, der Besitz läßt sich überliefern, nicht aber die Gewissensbisse . . . nie! nur der Strafbare leidet daran."

„Da stimme ich Ihnen bei, Herr Droguin, er mußte einen anderen Beweggrund, eine andere Ursache haben."

„Ich wiederhole Ihnen nur, was man gesagt."

„Ist das alles?"

„Man spricht auch von einer seltsamen Gewohnheit, die der

alte Robertin gehabt. Stundenlang pflegte er sich in eine der Dachstuben einzuschließen, ohne jemanden dort einzulassen."

„Oh, oh, das ist das Interessanteste. Dahinter muß ein Geheimnis stecken ... Wo wohnt die Tochter des jetzigen Pförtners?"

„Die Wohnung des Pförtners ist groß. Seine Tochter könnte unten bei ihm wohnen. Aber da Robertin nach Belieben über seine Wohnungen verfügen kann, hat er ihr, wie ich glaube, ein sehr hübsches Zimmer in der dritten Etage gegeben."

„Hat auch Robertin die Gewohnheit seines Vaters geerbt? Hat er sich auch ein Stübchen unter dem Dache vorbehalten? Verbringt er auch da seine Mußestunden?"

„Ja freilich. Er begiebt sich auch manchmal dahin. Der jetzige Besitzer des Hotel Villagier ist, wie man sagt, ein Millionär, der sich nie um dieses Haus kümmert und seinem Pförtner die Vollmacht gelassen hat, die Wohnungen zu vermieten, wenn er will und an wem er will. Er sucht sich seine Leute aus. Ah, die Stelle ist sehr angenehm,"

„Daher sind also fortwährend Wohnungen in dem früheren Hotel zu vermieten."

„Mein Herr ist ein guter Mann, aber im Betreff des Vermietens ist er streng."

„Nun, meine Iphigenie wird heute nicht mehr zurückkommen. Es ist schon acht Uhr ... Ich werde mich zu Tische setzen."

„Zum Teufel, Sie essen spät, Herr Droguin!"

„Das ist feiner Stil, Pipeonnier. Ein Schweizer kann nicht wie ein Schuster zu Mittag essen."

„So wünsche ich Ihnen einen guten Appetit."

---

## III.

# Der Pförtner der Rue du Bac.

Robertin, der Pförtner des Hotel Villagier ist ein Mann von fünfundfünfzig Jahren. Er ist groß, mager, sein Teint ist gallsüchtig, seine Züge sind ziemlich regelmäßig, seine großen Augen sind gewöhnlich sanft, wie der Schweizer Droguin gesagt, haben sie ihren früheren heiteren Ausdruck verloren. Jetzt blicken sie düster, traurig, unruhig, verwirrt, als ob sie jemanden suchten.

Wer würde in diesem ernsten, schweigsamen Mann den lustigen Burschen wieder erkennen, der Flaschen und Mädchen springen ließ, welcher der erste bei allen Vergnügungen war, den man den lustigen Blaise nannte, da der Name Robertin zu ernst für ihn schien.

Heute lacht Blaise Robertin nicht mehr, er lächelt nur noch bisweilen, wenn er seine kleine Adeline, die er zärtlich liebt, ansieht, die er aber auch mit Seufzern betrachtet, als ob ein tiefer Gedanke das Vergnügen, sein Kind anzusehen, störte. Übrigens ist sein Benehmen tadellos, man hält ihn für ein redlichen Menschen. Er spricht wenig und nie nachteilig von seinem Nächsten, er ist ein guter Wächter des ihm anvertrauten Hauses, nur in der Wahl der Mieter ist er sehr schwierig. Er nimmt nur vornehme Leute ins Haus; da die Wohnungen sehr schön, also auch sehr teuer sind, vermietet er nur an die vornehmsten Personen der großen Gesellschaft.

Die Wohnung in der ersten Etage, die früher der Marquis von Villagier selbst bewohnte, also die teuerste und eleganteste, steht fast immer leer, denn der Pförtner will sie nicht, wie er sagt, dem ersten besten vermieten. Das freigebigste Handgeld würde ihn nicht veranlaßt haben, sie an einen andern als an einen Herrn ‚von‘ zu vermieten.

Man sagte, daß Robertin, der wahrscheinlich die gemeine

Handlungsweise seines Vaters kenne, sie dadurch vergessen machen will, daß er für den Adel wie vernarrt erscheint.

Wie dem auch sein mag, die Wohnung im ersten Stock ist fast immer leer und diejenigen, die sie mieten wollen, bekommen sie nicht, soviel sie auch zahlen wollen.

Seit zwei Jahren ist er Witwer und seit der Zeit widmet er sich ausschließlich der Erziehung seiner kleinen Adeline. Robertin war nicht dumm, er hielt sich nicht für einen Gelehrten, wie sein Nachbar, Herr Droguin es that, aber wahrscheinlich wußte er weit mehr als dieser. Nachdem er seiner Tochter hatte schneidern lernen lassen und sie allein arbeitete, behielt er sie im Hause, gab ihr ein hübsches kleines Zimmer, das sie aber nur zum Schlafen benutzte, weil sie es vorzog, in dem Zimmer ihres Vaters zu arbeiten, und ihr Vater lächelte, wenn er sie an seiner Seite arbeiten sah.

Er ging niemals aus, trank und rauchte nicht mehr; sein einziges Vergnügen, seine liebste Zerstreung war Zeitungen zu lesen. Er konnte in aller Gemächlichkeit die Zeitungen, auf welche seine Mieter abonniert waren, lesen, denn die Zeitungen kamen früh an und seine Mieter standen spät auf.

Sobald eine neue politische Zeitung erschien, die nicht im Hause gelesen wurde, ließ er sie durch seine Tochter kaufen, und verschlang sie mit solcher Gier, als ob er noch keine gelesen. Dies war die einzige Ausgabe, die sich der Pförtner erlaubte. Man konnte nur bemerken, daß Robertin nach Lesung der Zeitungen nur noch trauriger, noch düsterer erschien, nichtsdestoweniger las er sie am folgenden Morgen mit demselben Eifer.

Kürzlich war er von schwerer Krankheit heimgesucht worden, hatte sein Bett lange hüten müssen. Da hatte seine Tochter ihn nicht verlassen, um ihn beständig zu beobachten, hatte sie sich in einem kleinen Nebenraume in der Wohnung ein Lager bereitet und war des Abends nicht nach ihrem Zimmer in der dritten Etage hinaufgestiegen, obwohl ihr Vater sie oft darum gebeten.

In seiner Krankheit hatte ihn das Dachzimmer, in das er sich wöchentlich zweimal zu begeben pflegte, sehr beschäftigt, in seinen Phantasien hatte er Worte fallen lassen, die seiner Tochter bewiesen, wie sehr ihn das geheimnisvolle Gemach beschäftigte, und Adeline hatte, sobald sie ihren Vater ruhiger fand, nicht verfehlt, ihm zu sagen:

„Du denkst immer an das kleine Zimmer im vierten Stock, Du hast oft im Traum davon gesprochen, Du fürchtest sicher, daß der Staub den Möbeln schadet, weil Du nicht hinaufgehen kannst.

Wenn Du willst, will ich an Deiner Stelle hinaufgehen und sorgfältig ausfegen und abstäuben."

Dann hatte Robertin seine Tochter besorgt angesehen und gesagt:

„Ich habe von der Dachstube gesprochen? . . . und vor wem?"

„Vor mir, mein Vater."

„Außer Dir war niemand hier?"

„Nein, Du weißt sehr gut, daß selten Leute herkommen, uns zu besuchen . . . ausgenommen Herr Julian, der Sohn Herrn Droguins, der, wenn er seinen Vater besucht, auch manchmal bei uns einsieht; während Deiner Krankheit ist er mehrere Male gekommen, um zu sehen, wie es Dir ging."

„Ja, das ist ein guter Junge. Er gefällt mir weit besser als seine Schwester."

„Seine Tochter ist auch sehr liebenswürdig, nur ist sie sehr schwierig und eigen, sie ist nicht mit den Kleidern, die ich ihr mache, zufrieden, und doch ist es vollständig schön genäht; Sie hat mir mehrere Male gesagt: ‚Ich mache mir nichts aus Ihren feinen Stichen, ich gebe viel mehr auf einen schönen Schnitt.‘ Aber ich möchte kein Kleid abliefern, dessen Nähte nicht vollkommen schön genäht sind."

„Meine Tochter, wiederhole, was habe ich in meinen Phantasien von dem Zimmer gesagt?"

„Mein Gott, das waren Phrasen ohne Zusammenhang. Du sagtest: Vorausgesetzt, daß niemand da eintritt . . . wenn man entdeckte . . . wenn man die Kühnheit hätte, da einzudringen . . . Und dann noch Worte, die ich nicht verstanden. Wenn man im Fieber liegt, spricht man viel Unsinn . . . Du hast einige Male gesagt: Armer Herr von Villagier . . . Das ist alles."

Robertin war ruhiger geworden. Als aber seine Tochter darauf bestanden, an seiner Stelle hinaufzugehen und das Zimmer zu kehren und zu säubern, hatte er fast streng geantwortet:

„Mein Kind, in dem Zimmer, in welchem ich mich bisweilen ausruhe, weil man dort kein Geräusch vernimmt, sind keine Möbel, ausgenommen ein alter Stuhl. Du hast mir schon mehrere Male vorgeschlagen, das Zimmer zu reinigen, Du bist eine Frau, das heißt, Du bist neugierig und brennst, das Zimmer zu sehen, in welchem, wie Du wähnst, außerordentliche Dinge aufgehäuft sind."

„Nein, mein Vater, ich dachte nur, Dir angenehm zu sein."

„Nun, Adeline, wenn Du mir angenehm sein willst, denke

nicht mehr an das Zimmer, sprich nicht mehr davon. Denjenigen, die sich erlauben sollten, Dich danach zu fragen, wie der Schweizer nebenan sich erlaubt hat, antworte ruhig: Mein Vater thut, was er will. Ich halte es nicht für passend, mich um seine Angelegenheiten zu kümmern. Verstehst Du?"

„Ja, mein Vater. Ich werde es allen denen sagen, die sich erlauben, dumme Fragen zu stellen."

„Welchen? Julian?"

„Oh nein, mein Vater, Julian fragt dergleichen nicht. Er ist nicht neugierig, wenn wir miteinander sprechen . . . sprechen wir von ganz anderen Dingen . . ." fügte das hübsche Kind stockend und errötend hinzu.

Robertins Blicke waren auf seiner Tochter haften geblieben, um in ihren Gedanken zu lesen, und das war nicht schwer, denn ihre reine, kindliche Seele wußte nichts von der Kunst der Verstellung, in welcher sonst fast alle Frauen Meisterinnen sind.

Nach seinem Examen hatte der Pförtner sein Haupt geschüttelt wie einer, der zu einer Überzeugung gelangt ist, dann hatte er gesagt:

„Adeline, mir scheint, Du unterhältst Dich gern mit Julian."

Bei dieser Frage war das junge Mädchen noch mehr errötet und hatte gestottert:

„Ja, mein Vater, ist das etwa unrecht?"

„Es ist gerade nicht unrecht, wie bei einer andern Person, aber wenn sich solche tête à tête zu oft wiederholen, könnten die Leute darüber reden."

„Wenn Herr Julian hierherkommt bist Du fast immer hier."

„Ja, aber wenn Du mit ihm unter dem Thorweg für lange Zeit sprichst und andere es sehen, wie es kürzlich vorgekommen, werden die Nachbarn es bemerken und Du bist der üblen Nachrede preisgegeben. Die Welt ist böse, meine Tochter, sie liebt, schlecht zu sprechen, das ist lästig . . . freilich macht ihr das keine Ehre. Thut jemand eine gute Handlung, so bemerkt man es nicht, spricht man nicht davon, ist aber dieselbe Person nur zwei Tage im Rückstand, so heißt es gleich: Der hat keinen Heller, der steckt in Verlegenheiten! . . . Er schickt armen Kranken Suppen, er sollte lieber das Seine behalten und zu rechter Zeit zahlen . . . Also, meine kleine Adeline, ich wiederhole es Dir, es genügt in dieser Welt nicht, sich gut zu benehmen, man muß auch vermeiden, Veranlassung zu übler Nachrede zu geben, damit nicht . . ."

Hier unterbricht Robertin plötzlich seine Rede, als ob er fürchtete, zuviel zu sagen, dann setzt er hinzu:

„Ich verbiete Dir natürlich nicht, mit Julian zu sprechen, er ist ein guter Junge. Ich schätze ihn, er arbeitet gut, er wird ans Ziel kommen . . . nur ich wiederhole es Dir, es schickt sich nicht, mit ihm unter dem Thorweg zu sprechen."

Adeline hatte versprochen, daß solches nicht wieder geschehen sollte. Seit dieser Unterhaltung ruft sie allemal Julian zu, der sich gern mit ihr unterhalten will: „Auf der Straße nicht, unter dem Thorweg auch nicht, wenn Du mit mir sprechen willst, komm zu uns, mein Vater liebt Dich sehr, er wird Dich immer freundlich empfangen."

Diese Worte befriedigen Julian aber durchaus nicht, denn er war sehr verliebt in Adeline, und in Gegenwart eines Vaters macht man keine Liebesgeständnisse.

Endlich hatte Robertin sich wieder erholt, seine Kräfte waren wiedergekehrt; den ersten Gebrauch, den er davon machte, war, eines Morgens früh, als noch alles im Hotel Villagier schlief, in sein Dachstübchen hinaufzusteigen.

IV.

## Bei dem Schweizer.

Fräulein Iphigenie war erst sehr spät und wie es schien, sehr ermüdet zurückgekehrt. Erst nach Mitternacht hatte sie geklingelt und war in die Wohnung ihres Vaters eingetreten. Ihren Shawl hatte sie nach rechts, ihre Handschuhe nach links geworfen, unbekümmert, ob sie auf irgend ein Möbel fielen. Dann hatte sie sich nachlässig in einen Lehnstuhl sinken lassen und ausgerufen:

„Guten Abend, mein Vater, Du hast doch zu Mittag gegessen, nicht wahr!“

„Ja, ich habe zu Mittag gegessen. Es ist schon nach Mitternacht und Du richtest diese Frage an mich . . . das finde ich sehr seltsam.“

„Ich wollte sagen, ich hoffe, Du hast nicht auf mich gewartet.“

„Ei freilich, ziemlich lange.“

„Du hattest unrecht, ich habe Dir ein- für allemal gesagt: Wenn ich nicht um halb sieben Uhr zurück bin, erwarte mich nicht mehr, dann bin irgendwo geblieben.“

„Du hättest mir ein Telegramm schicken sollen.“

„Wozu soll ich Geld für Telegramme ausgeben, lieber kaufe ich mir Orangen.“

„Bei wem bist Du heute zu Mittag gewesen?“

„Bei Fräulein von Montculair, deren Vater ein Kapitalist ist.“

„Du hast also gute Sachen dort gegessen?“

„Nun ja, ziemlich gut . . . es gab Geflügel und Trüffel.“

„Ah, zum Teufel, Du hättest mir einige mitbringen können.“

„Wie kann ich Trüffel in Frikassees in die Tasche stecken . . . das wäre schön!“

„Das läßt sich machen, meine Liebe, das läßt sich machen. Ich hatte früher einen Mieter, wenn der zum Diner eingeladen war, so hatte er in seinem Rock mit Blech ausgefütterte Taschen. In diesen Taschen brachte er alle möglichen Leckereien mit. Wenn er spät nach Hause kam, gab er mir statt eines leeren Trinkgeldes eine handvoll Mandelkuchen, Früchte, Oliven, einmal sogar ein halbes junges Huhn . . . Ich fragte ihn, wie haben Sie das unbemerkt in die Tasche stecken können, da antwortete er lachend, ich ließ meine Serviette fallen, und als ich mich bückte, sie wieder aufzuheben, ließ ich schnell dieses Geflügel verschwinden . . . Ah, das war ein lustiger Bursche!"

„Das alles beweist sehr schlechten Geschmack! Mit Blech gefütterte Taschen, wie abscheulich!"

„Herr von Ravinette ist hier gewesen, Dich zu besuchen."

„Ich weiß es."

„Du weißt es? Du hast ihn also gesehen?

„Ja, er kam zu uns ins Theater?"

„Er wollte Dir eine neue Schülerin empfehlen in Argenteuil, paßt es Dir?"

„Ja freilich! Es ist eine reiche Schülerin, die zahlen wird, was man verlangt."

„Dann mußt Du viel verlangen, meine Tochter. Allgemeine Regel: Nur diejenigen haben Talent, die sich teuer bezahlen lassen."

„Ja, aber ich mag den Leuten nicht das Fell über die Ohren ziehen."

„Du hast unrecht, Iphigenie. Glaube meiner Erfahrung und meinem Wissen. Die Kunden sind stolz auf hohe Preise. In welchem Theater bist Du gewesen?"

„Im Theater Bouffe. Herr von Filenville hat dort eine Loge. Herr von Filenville ist Banquier. Er hat ein herrliches Landhaus in Argenteuil und seine Tochter wird meine Schülerin sein. Es ist sehr schön im Theater Bouffe."

„Im Theater Bouffe? das sind Italiener nicht wahr?"

„Natürlich, man singt dort nur italienisch."

„Man singt italienisch? . . . Aber ich denke, wenn sie sprechen, sprechen sie französisch."

„Man singt immer wie in der großen Oper."

„Was hast Du gesehen?"

„Crispino und Comare."

„Comare? . . . das sind wohl Makaroni?"

„Comare ist der Tod."

„Der Tod? Oh, mein Gott, Du erschrickst mich! Singt denn der Tod."

„Sehr gut! Es ist eine entzückende Musik!"

„Schlägt der Tod auch Triller!"

„Er thut alles, was der Komponist vorgeschrieben hat."

„Diese Italiener sind erstaunlich in der Musik. Wenn man einen Esel auf die Bühne bringen würde, würde man ihn sicher auch singen lassen. Dies Theater ist aber spät aus."

„Nach dem Theater sind wir noch gegangen, Eis zu essen."

„Wo denn?"

„Im Café Napolitain, Es ist das berühmteste für Eis."

„Wie genau kennst Du all' die guten Plätze, dank der Erziehung, die ich Dir gegeben, führst Du ein Leben gespickt mit Trüffeln und Sorbets . . . das ist hübsch mit zwanzig Jahren."

„Bin ich schon zwanzig Jahre alt, mein Vater?"

„Du bist nahe daran, meine Tochter, nächsten Monat."

„Ah, bitte, Vater, wenn Du von mir sprichst, verrate nicht mein Alter . . . es gehört nicht zum guten Ton, vom Alter zu sprechen . . . das mögen die Pförtner thun."

„Die Pförtner sagst Du?"

„Ja, gewiß. Du bist Schweizer, aber kein Pförtner."

„Freilich bin ich Schweizer und rühme mich dessen.

„Ich teile Dir nur mit, daß ich mich für achtzehn Jahre ausgebe. Älter will ich nicht werden."

„Wie Du willst. Aber zwanzig Jahre ist nicht alt."

„Ja doch, das ist aber gleich. . . ach, ich will zu Bett gehen... ich bin sehr müde."

„Freilich immer den Tod singen hören, muß müde machen."

„Ah, die kleine Robertin ist hier gewesen, Dir Dein Kleid anzuprobieren."

„Gut, ich werde morgen zu ihr gehen. Gute Nacht, mein Vater."

„Gute Nacht, Iphigenie, träume nicht auch italienisch."

Am folgenden Morgen um zehn Uhr ist Fräulein Iphigenie noch im Bett. Um die Häuslichkeit kümmert sie sich nicht. Herr Droguin hat eine Aufwärterin, die kommt, die grobe Arbeit zu machen, auch ein Bohner kommt, welcher die Wohnung bohnert; er will auch Fräulein Iphigeniens Zimmer bohnern.

Der Schweizer hat schon leise an die Thür seiner Tochter geklopft, aber sie hat ihm nicht geantwortet. Er wagt es, noch ein-

mal anzuklopfen, aber ein wenig lauter, dann fängt Iphigenie in einem barschen Ton an zu schreien:

„Wer ist da? Was giebt es? Kann man mich nicht ruhig schlafen lassen?“

„Iphigenie, ich bin es, Dein Vater. Der Bohner ist da, er fragt, ob er Dein Zimmer bohnern kann.“

„Sicherlich nein, ich liege noch im Bett. Er kommt zu früh.“

„Es ist ein Viertel nach neun Uhr.“

„Ach wie unangenehm! Es ist gut, er mag warten, ich will aufstehen.“

Herr Droguin kehrt zum Bohner zurück und sagt ihm:

„Warten Sie ein wenig, sie wird aufstehen.“

„Ich habe wenig Zeit. Ihre Tochter schläft lange.“

„Aber hören Sie doch, wenn man den ganzen Tag Musikstunden giebt und abends noch den Tod auf italienisch singen hört, so bedarf man wohl der Ruhe.“

Der Bohner, der keine Zeit zu verlieren hat, verschwindet nach zehn Minuten, da er die Musiklehrerin noch nicht kommen sieht . . . Nach Ablauf von abermals zehn Minuten tritt die schöne Iphigenie in einen Schlafrock gehüllt, in das Zimmer ihres Vaters und fragt:

„Nun, wo ist der Bohner?“

„Da Du nicht gekommen, ist er fortgegangen.“

„Das lohnte sich der Mühe, mich zu wecken! Mein Vater, Du mußt mir durchaus ein Zimmer im Hause geben, wo ich ruhig schlafen kann.“

„Aber in diesem Hause sind keine besonderen Schlafzimmer, diejenigen unter den Dach werden von der Dienerschaft bewohnt.“

„Man braucht der Dienerschaft doch nicht alle Zimmer zu geben. Das einfältige Mädchen, die Adeline, hat ein reizendes Zimmer im dritten Stock des Hotels Villagier und ich muß hier unten in der Portierswohnung wohnen. Das ist höchst unangenehm. Das kann nicht so fortgehen.“

Dann setzt Fräulein Iphigenie sich an das Klavier und klappert einige Polkas herunter. Nach einigen Minuten steht sie wieder auf und sagt:

„Ich bin heute noch nicht im Zug. Frau Clément, ist meine Chokolade fertig!“

„Ja, mit den kleinen Hörnchen vom Bäcker, welcher sie so gut bäckt. Dieser Mann wird noch sein Glück machen, mit seinen

Hörnchen. Mein verstorbener Mann hatte recht, wenn er sagte: Wer diese Hörnchen äße, dem brächten sie Glück."

„Wollen Sie mir noch einen Gefallen thun, Frau Clément?"

„Gewiß, Fräulein!"

„Gehen Sie einmal nach dem Hotel nebenan . . . ich sage Hotel und weiß nicht warum, denn es ist keines und ist weit weniger schön als unseres."

„Oh, dieses Haus ist herrlich! diese kleine Wohnung ist ein Palast. Es ist gut, daß Herr Droguin kein Schuhflicker ist, dann wäre es hier weniger hübsch."

Iphigenie zuckte die Schultern und sagte leise:

„Was für eine dumme Gans!"

Dann setzte sie laut hinzu:

„Gehen Sie zum Pförtner und sagen Sie der kleinen Adeline, daß sie komme, mir mein Kleid anzuprobieren. Ich warte."

„Ich gehe sofort, Fräulein!"

„Wir werden sehen, was sie wieder zurecht geprudelt hat," sagte Iphigenie, ihre Chokolade trinkend, während ihr Vater Sauerkraut zum Frühstück ißt, das er nicht gern ißt, das er aber glaubt, essen zu müssen, weil es schweizerisch ist.

Adeline tritt gleich darauf mit dem Kleide, das sie gemacht hat, ein.

„Guten Tag, Fräulein Iphigenie, ich war gestern hier, aber Sie waren nicht zu Hause."

„Ja, ja, ich weiß . . . Ich kann hier nicht verschimmeln. Ich bin nicht dazu angethan, in eines Pförtners Wohnung zu sitzen . . . obgleich diese sehr elegant ist, fühle ich mich nicht darin behaglich."

„Ich finde mich nirgends wohler, als in der Wohnung meines Vaters, obgleich sie nicht so schön ist, wie diese."

„Sie haben auch keinen feinen Geschmack, Adeline. Wozu brauchen Sie eigentlich ein besonderes Zimmer in der dritten Etage und wie man sagt, ein sehr hübsches Zimmer. Sie arbeiten doch nicht darin."

„Nein, ich arbeite lieber in der Gesellschaft meines Vaters. Nur um zu schlafen, gehe ich hinauf."

„Halt, Kleine, Du kannst etwas thun, was mir sehr passen würde."

„Was denn, Fräulein!"

„Sie könnten mir Ihr Zimmer abtreten. In diesem großen

Hotel werden Sie leicht einen Winkel finden, um zu schlafen. Der kleinste Raum könnte Ihnen genügen; weil Sie nicht arbeiten, und mich würde es so glücklich machen. Wollen Sie?"

„Wenn es von mir abhinge, würde ich es gern thun, Fräulein. Aber mein Vater hat es zu bestimmen und ich bin überzeugt, daß er es nicht thut."

„Sie brauchen es ihm nicht zu sagen. Sie suchen sich einen anderen Winkel im Hause, Sie bringen Ihr Bett dahin . . . es genügt nur, daß Sie im Hause schlafen."

„Mein Fräulein, ich würde mir nie erlauben, mein Zimmer ohne die Erlaubnis meines Vaters zu verlassen oder es mit einem anderen zu vertauschen. Ich thue nichts ohne seine Erlaubnis."

„Dumme Liese," murmelte Iphigenie, ihr Kleid zornig nehmend. „Lassen Sie mich das Kleid sehen, wenn es nicht nach meinem Geschmack gemacht ist, werde ich es überhaupt nicht nehmen."

Adeline öffnet ihr Paket, reicht ihr Kleid dem schönen Fräulein, die es nach allen Seiten wendet, es besieht und sagt:

„Das ist ein Kleid, um morgens darin herumzulaufen, sonst würde ich es Ihnen überhaupt nicht gegeben haben. Die Taille geht zu hoch hinauf, ich soll mich wohl wie eine barmherzige Schwester kleiden."

„Sie werden sehen, daß es nicht zu hoch hinaufgeht, probieren Sie es nur an".

Iphigenie entschließt sich, das Kleid anzuziehen und betrachtet sich in einem großen Spiegel, ein besonderer Schmuck ihres Zimmers."

„Sehen Sie, was ich Ihnen sagte . . . das geht zu hoch hinauf. Und diese Schultern! Es ist nicht tief genug ausgeschnitten."

„Es ist doch kein Ballkleid, Fräulein."

„Weil es kein Ballkleid ist, soll ich mich kleiden, als ob ich buckelig wäre. Oh, diese Taille! diese Taille! Wie schrecklich, ich tanze darin. Haben Sie für eine Bauersfrau gearbeitet?"

„Aber es ist Ihre Taille ganz genau, sechsundfünfzig Centimeter."

„Ich trage nur vierundfünfzig Centimeter, nicht mehr."

„Sie können es nicht zuhaken."

„Und vorn ist das Kleid zu kurz."

„Es stößt fast an die Erde."

„Sie wissen nicht, was Sie sagen."

„Aber doch sitzt das Kleid sehr gut, Fräulein!"

„Ich sage, daß es mir sehr schlecht sitzt.“

Bei diesen Worten geht Fräulein Iphigenie aus ihrem Zimmer zu ihrem Vater, der noch immer bei seinem Sauerkraut sitzt.

„Papa, sieh mich an, wie findest Du mich.“

Herr Droguin, sein letztes Endchen Wurst verschluckend, sieht seine Tochter an und sagt:

„Das ist elegant, einfach, aber elegant.“

„Ach, Du verstehst es nicht. Wie, Du siehst nicht, daß mir das Kleid zu weit ist.“

„Ja, in der That, so ist es, wenn ich Dich lange ansehe. Aber es wird Dir bequem sein.“

„Das ist wahr, ich werde wie eine Großmutter gekleidet sein. Tragen die Damen der großen Welt etwa solche Kleider, man wird sich lustig machen über mich.“

„Für die vornehme Welt bist Du allerdings nicht genug eingeschnürt.“

„Fräulein Adeline findet, daß es mir gut sitzt, weil sie keine Damen sieht, die nach der Mode gekleidet sind.“

„Mein Gott, Fräulein, ich kann Ihr Kleid enger machen, wenn Sie es wünschen, aber ich fürchte, daß Sie es dann nicht zuhaken können.“

„Ah, Sie sind ein Schaf, Sie arbeiten ohne Geschmack, ohne Gedanken. Behalten Sie Ihr Kleid! Ich will es nicht. Es ist gut genug für Sie, des Sonntags darin zu stolzieren.“

Die kleine Adeline hat Thränen in den Augen. Sie ist ganz bestürzt . . . aber sogleich errötet sie, Julian tritt ein.

## V.

## Der Sohn des Schweizers.

Julian ist ein Bursche von zweiundzwanzig Jahren mittlerer Größe, gut gewachsen. Sein Gesicht ist nicht schön, aber es trägt den Ausdruck der Redlichkeit und Offenheit, seine Liebenswürdigkeit, sein alle Zeit höflicher Ton erwerben ihm jedermanns Wohlwollen.

Er ist einfach aber anständig gekleidet, er sieht nicht wie ein Stutzer, sondern wie ein Handlungsdiener aus, er ist sehr sauber und raucht nicht.

Im ersten Augenblick hat er nur die kleine Adeline gesehen, sogleich aber hat er auch ihre roten Augen, ihre traurige Miene bemerkt, dann hat er die andern Personen betrachtet und sein Blick ist auf seiner Schwester, die gleich bei seinen Eintritt schmollend die Lippen aufgeworfen hat, haften geblieben.

„Guten Tag, mein Vater," sagt Julian, „guten Tag, Fräulein Adeline, was haben Sie, man sollte glauben, Sie hätten geweint . . . ich hoffe nicht, daß man Sie betrübt hat."

„Ich habe nichts, Julian."

„Verzeihen Sie, gewöhnlich sind Sie heiter und vergnügt"

„Um Gotteswillen, Julian, wie viel Aufhebens machst Du von einer Kleinigkeit. Fräulein hat mir ein Kleid gebracht, das mir schrecklich sitzt. Ich will es nicht. Das verstimmt sie. Ich bin böse darüber. Um Fräulein Robertin angenehm zu sein, kann ich nicht aussehen wie ein Paket."

„Ah, Du hast sie gescholten, Schwester, das hätte ich mir denken können."

„Mein Sohn," sagt der Schweizer, der immer noch an seinem Sauerkraut nagt. „Deine Schwester muß etwas auf ihre Toilette geben, wenn man wie sie, in die vornehme Gesellschaft geht, muß sie auch elegant gekleidet sein . . . Immer nach der Mode! Erst

gestern ist sie im Theater Bouffe, in der Loge des Bankier Filenville mit Fräulein von Filenville, ihrer Schülerin, gewesen. Sie hat Crispino und den Tod gesehen. Wenn man in die italienische Oper geht, muß man geschnürt sein."

„Ah, meine Schwester ist gestern in der italienischen Oper mit Fräulein von Filenville gewesen!"

„Bei welcher sie die Ehre gehabt hat, Eis zu Mittag zu essen . . . das heißt, sie haben das Eis erst nach dem Theater gegessen."

Julian heftet einen festen Blick auf seine Schwester, dem diese verwirrt auszuweichen sucht.

Herr Droguin sagt:

„Ich werde mir einen Schneider suchen, ich bin mit dem meinigen nicht zufrieden, ich will mir einen neuen Anzug machen lassen, um im Ballon aufzusteigen."

„Wie, Vater, Du willst im Ballon aufsteigen," ruft Julian aus. „Du scherzest doch nur."

„Nein, mein Sohn, ich bin im Ernst. Warum sollte ich nicht im Ballon aufsteigen. Ich habe bedeutende Kenntnisse in der Geographie, ich will sehen, was da oben vorgeht, was man empfindet."

„Du willst also in einem angebundenen Ballon aufsteigen!"

„Ja . . . zuerst um anzufangen . . . nachher weiß ich noch nicht . . . das hängt von den Eindrücken ab, die ich davon haben werde."

„Sie, Fräulein Adeline, wollen Sie auch im Ballon aufsteigen?"

„Ich, Herr Julian? ... Nein, ich habe Furcht. Dann scheint mir, da der liebe Gott uns keine Flügel gegeben, sollten wir nicht versuchen, es den Vögeln gleich zu thun."

„Wir sollten versuchen, alle mögliche Stellungen einzunehmen," erwiderte Droguin, „in der Luft, auf der Erde, im Wasser, unter der Erde sogar ... ach, die werden wir immer noch bekommen ... aber ich meine im Tunnel unter der Erde, in unterirdischen Kanälen . . . der Mensch ist geboren zum Fortschritt, wenn er nichts mehr unternehmen kann, muß er sich in seine Schale zurückziehen wie die Schnecke."

Adeline antwortet nichts, sie steht noch immer da mit gesenkten Augen, was sie übrigens nicht verhindert, Julian zu sehen. Die Frauen haben eine Manier nicht zu sehen und doch alles zu beobachten. Julian betrachtet das junge Mädchen, ohne auf die Reden seines Vaters zu achten; Iphigenie, welche sich umgekleidet hat, kommt mit dem Kleide zurück, das sie Adelinen giebt.

„Nehmen Sie Ihre schöne Arbeit, mein Fräulein, Sie können es wieder mitnehmen, ich will es nicht."

Die Näherin nimmt das Kleid, das sie in ein Tuch wickelt und schickt sich an, fortzugehen. Julian sagt ihr:

„Fräulein Adeline, Sie gehen doch nicht im Zorn fort . . . dieses Kleid werden Sie wiederbringen."

„Nein, mein Herr. Ich habe den Stoff besorgt. Ich hatte gerade solch' Kleid, als Ihre Schwester mich in demselben gesehen, hat sie mich gebeten, ihr ein ähnliches zu besorgen . . . nun kann ich es wieder mitnehmen."

„Das ist nicht gerecht. Wenn meine Schwester Sie zu dieser Ausgabe veranlaßt hat, muß sie es auch bezahlen."

„Nein, mein Herr, ich werde es wohl noch anbringen."

„Gewöhnlich muß ich das Kleid bezahlen, das ich nicht anziehe," sagt Iphigenie.

„Natürlich," entgegnet Herr Droguin, „wenn Du das Kleid nicht tragen kannst, so brauchst Du es auch nicht zu bezahlen . . . wenn ich mit dem Ballon aufsteige, will ich mich sehr bequem kleiden, denn in der frischen Luft werden wir selber wie Ballons aufschwellen."

Adeline hat inzwischen ihr Paket zugeschnürt, grüßt alle, und Julian noch einen süßen Blick zuwerfend, verläßt sie die Wohnung.

Er folgt ihr mit den Augen, dann murmelt er:

„Arme Kleine, sie ist nicht reich und Du verursachst ihr Ausgaben, die sie drücken."

„Daraus mache ich mir nichts. Ich will nicht ganz verdreht angezogen gehen, um dann Fräulein Adeline, der Näherin, einen Gefallen zu thun . . . auf seine Schneiderin nimmt man keine Rücksichten."

„Nein," antwortet der Schweizer, „man soll sich nicht zu eng kleiden, nach dem Mittag erstickt man."

„Du kannst Dich übrigens beruhigen, mein Bruder. Ich werde mit Fräulein Robertin keine Unterredungen mehr haben, sie soll nicht mehr für mich arbeiten, sie ist eine dumme Liese, welche nichts versteht."

Darauf setzt Fräulein Iphigenie ein Stückchen Stoff auf ihren Kopf, das die Frauen einen Hut zu nennen belieben, nimmt ihren Shawl und geht mit den Worten hinaus:

„Adieu, mein Vater, ich gehe zu meinen Stunden."

„Greif Dich nicht zu sehr an, meine Tochter, nimm einen Omnibus, hörst Du?"

Fräulein Iphigenie ist schon unter der Hausthür, als ihr Bruder sie einholt und ihr sagt:

„Ich weiß nicht, ob Fräulein Adeline eine dumme Liese ist, aber ich weiß nur, daß Du eine abscheuliche Lügnerin bist.“

„Eine Lügnerin! Was heißt das? Wer erlaubt Dir, mich eine Lügnerin zu nennen. Verstehst Du, das paßt mir nicht.“

„Und mir paßt es nicht, zu hören, wie Du dem Vater etwas vorlügst.“

„Wann habe ich gelogen, bitte!“

„Du hast ihm gesagt, daß Du gestern mit Deiner Schülerin in die italienische Oper gegangen bist.“

„Warum soll ich nicht in die italienische Oper gehen?“

„Du warst aber gestern in einer Proszeniumloge im Theater Déjazet.“

„Ich! das ist nicht wahr!“

„Du warst da auch nicht mit Fräulein Filenville, sondern mit dem Herrn Gonsalve Ravinette, diesem jungen Mann, der Dich seit längerer Zeit nicht mehr verläßt.“

„Das ist nicht wahr! Der es Dir gesagt, hat gelogen!“

„Niemand hat gelogen, niemand hat es mir gesagt! Ich selbst habe Dich gesehen. Zufällig bin ich in dieses Theater gegangen und habe Dich sogleich gesehen.“

Fräulein Iphigenie beißt sich auf die Lippen, dann entgegnet sie:

„Nun, ob ich im Theater Déjazet oder in der italienischen Oper gewesen, was thut es, im Theater bin ich doch gewesen.“

„Du gehst allein mit einem jungen Herrn ins Theater. Du fürchtest nicht, Deinen Ruf zu verlieren?“

„Herr von Ravinette ist ein ausgezeichneter junger Mann, er hat eine vorzügliche Stellung und kann mir vornehme Schülerinnen verschaffen.“

„Herr von Ravinette hat Dich zum besten, wie er jedermann zum besten hat. Er ist ein Schwindler und Spekulant. Er hat schon mehrere Personen, die Vertrauen zu ihm gehabt, ruiniert. Seine vorzügliche Stellung besteht darin, das Geld, das die Dummen ihm anvertrauen, zu verzehren, wenn Herr Gonsalve, der sogenannte Herr von Ravinette noch kein Gauner ist, so fehlt nicht viel daran.“

„Wie abscheulich! so von einem vornehmen Herrn zu sprechen, der Glacées und Lackstiefel trägt. Weil er ein hübscher Junge ist, Equipage hält, spricht man schlecht von ihm . . . Die Welt ist gemein, sobald man nur Glück und Erfolg in seinen Unternehmungen

hat, wird man angegriffen . . . Aber nimm Dich in acht, mein Bruder, wenn der Herr erfährt, was Du von ihm sagst, wird er Dich zur Rechenschaft ziehen."

„Ach, ich fürchte ihn nicht. Dieser Herr hätte viel zu thun, wenn er alle die, welche ihn einen Spitzbuben nennen, zur Rechenschaft ziehen wollte. Das ist die allgemeine Meinung über ihn. Übrigens werde ich mit diesen Herrn Gonsalve, genannten Herrn von Ravinette sprechen und ihn fragen, was er für Absichten auf Dich hat."

„Du würdest mir ein Gefallen thun, nichts derartiges zu sprechen. Ich verbiete Dir, Dich um meine Angelegenheiten zu kümmern. Mach' diesen kleinen Schaf, Adeline, den Hof, sei in Deine Näherin verliebt, das ist mir gleich, ich kümmere mich nicht um Dich und bitte Dich, ein Gleiches zu thun."

Die schöne Iphigenie eilt, von ihrem Bruder loszukommen. Dieser kehrt niedergeschlagen in die Wohnung seines Vaters zurück, der so eben mit seinem Sauerkraut fertig ist und ein Glas Bier trinkt, indem er eine Grimasse schneidet.

„Ich glaube, Du magst kein Bier, Du tränkst lieber Wein."

„Ja, sicher ziehe ich Wein vor, aber in meiner Stellung als Schweizer muß ich auch dessen Gewohnheiten haben. Die Schweizer trinken Bier und essen Sauerkraut."

„Ich versichere Dich, sie trinken auch Wein."

„Nun gut; Du hast mit Deiner Schwester gesprochen wegen des Kleides, das sie nicht gewollt, bist Du ein wenig hart mit ihr gewesen."

„Ich habe meine Meinung gesagt, mein Vater, und das ist meine Gewohnheit, ich verberge sie nicht."

„Weshalb hast Du die kleine Robertin so warm verteidigt ... es ist nicht das erste Mal, daß ich bemerke, wie Du Dich für das Mädchen interessierst . . . das bringt mich auf den Gedanken, Du bist verliebt in sie . . . darüber bin ich sehr böse."

„Warum bist Du böse, wenn ich mich in Fräulein Adeline verliebe. Ist sie nicht ein gut erzogenes Mädchen? Ihr Benehmen verdient nur Lob, sie arbeitet unaufhörlich und immer bei ihrem Vater. Sie geht nur aus, um ihre Arbeit fortzutragen, dazu verbraucht sie so wenig Zeit wie möglich. Sie ist weder kokett noch schwatzhaft, sie ist immer heiter ... ich glaube, man kann ihr nicht das geringste Böse nachsagen."

„Zum Teufel! Du lobst sie ja gewaltig . . . willst Du sie vielleicht heiraten?"

„Ja, mein Vater, das ist mein größter Wunsch."

„Nun, das wäre nicht vernünftig.“

„Warum? Ich kann schwerlich eine bessere finden.“

„Glaubst Du, so im Handel vorwärts zu kommen; Du, mit den Deine Herren so sehr zufrieden sind, Du kannst eine reiche Heirat, eine glänzende Partie machen.“

„Ich werde arbeiten, meine Frau wird arbeiten, so werden wir nach und nach reich werden, und wir werden uns einander lieben. Ist das nicht die Hauptsache, wenn man sich verheiratet?“

„Durchaus nicht! Wenn man sich liebt, wenn man heiratet, so dauert das nicht lange, dann ärgert man sich und zankt sich; wenn man heiratet, ohne sich zu lieben, so ändert man sich nicht für den andern und zankt sich nicht.“

„Ich bin nicht Deiner Meinung.“

„Dann behauptest Du, es gäbe nichts gegen Fräulein Adeline zu sagen, ich gebe es zu, sie ist ehrlich . . . aber ihr Vater, man spricht allerlei von ihm.“

„Ich habe allerlei über ihren Großvater, aber nichts über ihn sagen hören.“

„Man spricht sowohl von dem Vater wie von dem Sohne ... es ist eine unangenehme Familie. Der Vater hat seinen Herrn angezeigt, dies ist die Ursache seines Todes gewesen.“

„Ist das erwiesen?“

„Jedermann hat es gesagt.“

„Man täuscht sich oft.“

„Mein Sohn: vox populi . . . ich weiß das übrige nicht, aber ich glaube, daß die Stimme des Volkes nicht falsch ist. Weshalb ist dieser Sohn, dieser so heitere lebensfrohe Sohn plötzlich still und verschwiegen geworden, sobald sein Vater starb? Man beweint seinen Vater, man sagt sich: Ich habe keinen Vater mehr, aber der Schmerz ist nicht ewig, man wird darum noch kein Bär.“

„Und dann ist noch dieses Dachzimmer da in diesem frühern Hotel, wohin Robertin oft in geheimnisvoller Weise hinaufsteigt, wo er niemanden eintreten läßt, nicht einmal seine Tochter.“

„Was macht der Pförtner da?“

„Er schläft da vielleicht.“

„Er kann sehr gut in seiner Wohnung schlafen. Ich schlafe immer in der meinigen . . . Erst vorgestern, als Herr Ducroisy zurückkam, war ich fest eingeschlafen. Es war noch nicht zehn Uhr, aber ich hatte zu viel Bier getrunken und das hatte mich schläfrig gemacht . . . Er ist genötig gewesen, im Kaffee noch

einen Schoppen zu trinken. Nach einer Stunde ist er wiedergekommen, und ich war wach ... Warum kam er so früh zurück! Das ist eine schlechte Manier. Von acht bis zehn Uhr schlafe ich, aber um Mitternacht bin ich so munter wie Wilhelm Tell, wenn er singt: ‚Folgt mir! Folgt mir!‘ Ich habe das Stück nicht gesehen, aber man hat es mir erzählt.“

„Wenn Du das Stück gesehen, würdest Du wissen, daß Wilhelm Tell es nicht singt.“

„Das ist ganz gleich. Ich komme aber auf meinen Hammel, das heißt auf Herrn Robertin zurück, welcher nicht wie ein Hammel aussieht. Was macht er allein in seinem Dachzimmer? das ist ein Geheimnis, das ist mir verdächtig ... Ich wiederhole, es ist eine unangenehme Familie. Wenn man der Sohn eines Schweizers ist, der sich Brutus Epaminondas Droguin nennt, muß man keine Heirat unter seinem Stande machen.“

Julian schweigt einen Augenblick, dann sagt er:

„Alles, was man von Robertin sagt, beruht nur auf Vermutungen. Ich wundere mich, wie ein unterrichteter Mann wie Du, der studiert hat, der weiß, wieviel auf das Geschwätz der Leute zu geben ist, nichtbewiesenen Thatsachen solche Bedeutung beilegen kann.“

Herr Droguin steht auf, streichelt sich das Kinn, sein Sohn hat ihn bei der Stelle gefaßt, wo er sterblich ist.

„Ohne Zweifel hast Du recht ... die Verleumdung ist eine gemeine Sache, die zahllose Opfer fordert ... Denke man doch an Frau von Pompadour, nun, ich wollte sagen, an Cagliostice. Unglücklicherweise liegt den lächerlichsten Verleumdungen etwas Lächerliches zu grunde, so wenigstens hat Herr Beaumarchais gesagt. Ach ja ... Beaumarchais ist ein Schriftsteller, das ‚ausgestochene Auge‘ ist von ihm.“

„Nein, mein Vater, Figaros Hochzeit ist von ihm.“

„Ach ja, Figaros Hochzeit! ... Dieser verrückte Bassinoire spricht immer von dem ‚ausgestochnen Auge,‘ in welchem seine Frau bei dem Bäcker spielen will.“

„Du siehst also, mein Vater, man muß nicht immer das Böse, was man von jemandem spricht, glauben. Warum soll man so lächerlichen Gerüchten Glauben schenken. Was kann daran sein, wenn jemand häufig nach einem Dachzimmer hinaufgeht, sich da auszuruhen.“

„Zugegeben, daß es unschuldig und harmlos ist, daß dahinter

kein Verbrechen sich birgt, das vielleicht erst lange nachher, wann es geschehen, bekannt wird, so giebt es doch noch ein Hindernis in dieser Heirat . . . Du kannst kein Mädchen ohne Aussteuer heiraten, und ich fürchte, daß Deine kleine Adeline keine hat."

„Ich verlange keine Aussteuer."

„Aber ich verlange eine. Du hast nur Deine Stelle und Du verdienst nicht allzuviel. Die Erziehung Deiner Schwester hat mir viel Geld gekostet, alle meine Ersparnisse habe ich daran gegeben. Ihr Klavier hat eine furchtbare Summe verschlungen."

„Ich verlange nichts von Dir, mein Vater."

„Darum muß Deine Frau Dir etwas zubringen. Mit leeren Taschen kann man keine Wirtschaft beginnen; das wäre dumm. Ich verlange für Dich keine bedeutende Summe . . . fünf- bis sechstausend Franken, nicht mehr. Du siehst, ich bin bescheiden . . . aber man muß doch etwas haben, um die Windel für sein erstes Kind zu kaufen."

„Wenn Adeline soviel zur Aussteuer hätte, würdest Du einwilligen?"

„Ja, das ließe sich machen! . . . Du kannst bessere finden . . . aber wenn Du so verliebt in die Kleine bist . . ."

„Mein Vater, es ist möglich, daß der alte Robertin das seiner Tochter mitgiebt, er ist ein sehr ordentlicher Mann. Ich finde keine Fehler an ihm."

„Nun, so frage die Kleine."

„Vater, ich kann mit ihr nicht von Geld sprechen."

„Dann werde ich es auf mich nehmen. Ich werde den Vater hierüber ausforschen . . . Wenn ich etwas wissen will, bin ich außerordentlich schlau. Ich werde eines Tags zu dem Pförtner des frühern Hotel Villagier gehen."

„Aber bald, Vater, nicht wahr?"

„Sobald ich im Luftballon aufgestiegen bin, das ist mir zur fixen Idee geworden. Ich denke fortwährend daran. Ich wäre fähig, zu Robertin zu sagen: ‚Wollen Sie Ihre Tochter im Ballon verheiraten?' . . . dann würde er mich für einen Verrückten halten."

„So befriedige doch bald Deine Lust, Vater. Was hält Dich zurück? Man steigt jetzt alle Tage in die Luft."

„Was mich zurückhält? . . . Ich muß jemanden finden, zu dem ich genügendes Vertrauen habe, der mich hier zwei bis drei Stunden vertritt."

„Könnte Iphigenie Dich nicht vertreten?"

„Sie hat keine Zeit . . . eine Frau wird keinen Schweizer ersetzen."

„Ich werde mich einen Tag frei machen.“

„Nein, Deine Herren würden unzufrieden mit Dir sein. Du würdest Deine Stelle verlieren. Nein! . . . Du bist zu klein, zu jung . . . Du hast durchaus nicht das Aussehen eines Schweizers.“

„Pigeonnier, Dein Freund.“

„Unmöglich, er will mit mir im Ballon aufsteigen. Aber sei ruhig, ich werde einen finden. Ich habe schon den Restaurateur ausgehorcht . . . er ist ein schöner Mann, er könnte mich wohl ertreten.“

„Bitte, beeile Dich!“

„Gut, gut! . . . es eilt nicht, Du bist noch sehr jung. Was Deine Heirat anbetrifft, so giebt es Leute, die sagen: das ist eine Sache, die man sein ganzes Leben lang überlegen muß.“

---

VI.

## Beim Pförtner.

Die Wohnung des Herrn Bassinoire hat weder in bezug auf Eleganz noch auf Reinlichkeit, die geringste Ähnlichkeit mit den Wohnungen des Herrn Droguin und des Herrn Robertin.

Sie liegt im Erdgeschoß, man muß einige Stufen zu derselben hinabgehen. Nur durch eine mittelgroße Thür, die wenig Licht einläßt, tritt man in dies Haus. Zur Wohnung des Pförtners führt eine schmale, schlüpfrige Treppe, und es kann geschehen, daß wenn man den Pförtner, wegen irgend einer Erkundigung aufsuchen will, man aus Ortsunkenntnis gerade vor seiner Thür hinfällt.

Aber das ist nur für Fremde, und neue Mieter unangenehm. Der Pförtner und seine Familie, welche an diese Stufen gewöhnt sind, steigen sie gern und vielfach hinunter. Es scheint ihnen Vergnügen zu machen, denn sobald sie einen Fremden eintreten sehen, rufen sie:

„Ah, nimm Dich in acht! Du wirst Dir die Nase einstoßen . . . Nun haben wir es nicht gesagt! Da liegt er! Wenn er die Fensterscheiben zerbrochen, kann er sie auch bezahlen . . .“

In der Wohnung des Pförtners erklingt dann heiteres Lachen, draußen hingegen lassen sich Verwünschungen und Klagen hören. Aber die Welt lebt von Gegensätzen, Schatten muß beim Licht sein, das macht sich gut in einem Gemälde.

In diesem schrecklichen Hause war ein Hof, aber was für ein Hof: Fünf Meter im Quadrat; da das Haus sechs Stock hoch ist, fällt nie ein Sonnenstrahl hinein, wohl aber wurde von den Bewohnern des Hauses durch die Fenster, welche auf die Kloaken führten, eine Menge Kehricht niedergeworfen.

Die Wohnung war nicht groß, aber sie schien noch kleiner als sie wirklich war, da dauernd eine furchtbare, durchaus unkünst-

lerische Unordnung darin herrschte. Man wußte nicht, wo man die Füße hinsetzen sollte. In der Mitte der Stube stand ein gußeiserner Ofen, der zugleich als Herd diente. Auf der Platte befand sich ein großes Loch, den Kochtopf hinein zu setzen, unter demselben war eine große Öffnung.

Vor dem, auf den Hof führenden Fenster stand eine Art Arbeitstisch, auf welchem Herr Bassinoire bisweilen mit Kreuzbeinen saß, wenn er zufällig den Boden einer Hose wieder einzusetzen hatte. Weiterhin stand ein Schrank aus Nußbaumholz, dessen Thüren immer offen waren, so daß man ein Dutzend abgestoßene Teller, einige zersprungene Suppenschüsseln, einige Gläser von verschiedener Größe, einen Topf mit Fett, einen andern mit Mus, eine immer angebrochene Weinflasche, eine Kaffemaschine, mehrere Stücke Brot, einige Zwiebeln, die sich einander nachlaufen, Madames Stiefel, und ein Fläschchen mit englischer Wichse sehen konnte.

Aber dieser Schrank enthielt nicht alles. Auf den Stühlen und den Tischen, die das Ameublement dieser Wohnung ausmachen, fand man hier eine Tasse, da einen Kochtopf aus Eisenblech, dort einen Krug mit Eingemachtem, und dazwischen Strümpfe, Schuhe, schmutzige Taschentücher, Tabaksbeutel, Pfeifen, Unterhosen, Pomadentöpfe.

Vor allem bemerkte man überall Broschüren von Theaterstücken; man wird sich erinnern, daß Frau Bassinoire selbst auf die Bühne gehen wollte, daß ihre Tochter Tänzerin oder Tragödin werden soll, und daß der kleine Leander, der schon in Akalie gespielt, den kleinen Benoîton in der Vorstellung bei dem Bäcker machen soll.

Man darf sich also nicht wundern, das „Pariser Leben“ in einem Kochtopf, die „schöne Helena“ auf der Wasserleitung, „Britanniens“ auf dem Ofen, die „Hirschkuh im Walde“ auf dem Arbeitstisch und die „Krankenwärterin“ auf dem Brot zu finden. Da waren noch eine Menge andere Dinge, welche man manchmal nicht sah. Aus Versehen nahm Herr Bassinoire bisweilen eine dieser Broschüren, sich die Pfeife anzuzünden, worüber dann Frau und Kinder in Geschrei ausbrachen.

Sofort wurde dann eine andere Broschüre gekauft, man that etwas weniger Butter an die Speisen, die man bereitete, aber die Rolle mußte auswendig gelernt werden.

Unter den Gegenständen, welche die Wohnung des Pförtners schmückten, laßt uns nicht die Guitarre vergessen, die nur drei Saiten hat, die aber Frau Eulalien genügt, sich zu begleiten,

wenn sie eine neue Arie einstudierte. Dies Instrument hatte den Vorteil, niemandem unangenehm zu sein, denn es gab kaum einen Ton von sich, das aber gefiel Frau Bassinoire, weil es ihre Stimme nicht übertönte.

Neben dem Wohnzimmer war ein düsteres Gemach, in welchem die Gatten schliefen. Jeden Abend wurde ein Bett für Fräulein Zazabelle in der Wohnstube aufgestellt, sie sollte den Spätkommenden die Thür öffnen, aber sie öffnete sie nie, weil sie einen festen Schlaf hatte. Der kleine Leander schlief in einer Art Hängematte, die über dem Schrank angebracht war. Er befand sich da sehr wohl; ohne sein Lager zu verlassen, konnte er, wenn er nicht schlief, in dem unter ihm befindlichen Schrank herumwühlen, und seine Finger in den Mustopf stecken.

Herr Bassinoire sitzt jetzt gerade auf seinem Arbeitstisch, hat auf seinen Knieen ein altes Pantalon liegen, aber statt sich mit diesem zu beschäftigen, klopft und reinigt er seine Pfeife; während Madame in einem Lehnstuhl ohne Arme sitzt und singt, sich auf ihrer Guitarre begleitend.

Der kleine Leander ißt ein Stück, mit Syrup bestrichenes Brot, und die junge Zazabelle sieht nach dem Ragout, was im Fleischtopf kocht, sie kostet oft davon, bald mit einem Zinnlöffel, bald mit einem Finger.

„Sapperlot! Ich möchte wissen, wer es sich hat einfallen lassen, Schnupftabak in meinen Pfeifenkopf zu stopfen . . . ich rauche solchen Tabak nicht . . . hast Du es gethan, Leander!“

„Ich, Papa? Wovon sprichst Du?“

„Ich sage, es ist merkwürdig, daß jemand Schnupftabak in meinen Pfeifenkopf gestopft hat, da doch niemand hier schnupft.“

„Eulalie, ist hier ein Schnupfer gewesen? Erkläre mir doch diese seltsame Eigentümlichkeit!“

Statt aller Antwort singt Eulalie:

„Da ist der Säbel . . . der Säbel . . . der Säbel meines Vaters!“

„Ah, Du singst das noch . . . wir wissen es auswendig.“

„Mein Freund, das ist aus der ‚Herzogin von Gerolstein‘, das ist eine entzückende Musik.“

„Das ist möglich. Aber man hört Dich immer schreien: der ‚Säbel‘ Du weiß nicht, daß dies die Nachbarn beunruhigt. Gestern in der Dämmerung kam Frau Trotin aus der vierten Etage herunter, und als sie schreien hörte: ‚Da ist der Säbel meines Vaters‘, ist die arme Dame voll Angst und Schrecken wieder zurück-

gekehrt, weil sie geglaubt, das Haus wäre voll Diebe. Sie hat sich eingeschlossen, und erst am folgenden Morgen ist sie wieder herausgekommen."

„Wenn Frau Trotin nicht die modernsten Musikstücke kennt, um so schlimmer für sie, deshalb werde ich mich nicht des Vergnügens berauben, eine Arie zu singen, die in meiner Stimme liegt."

„Wenn Du kein Tyrann, kein Othello wärst, ließest Du mich diese Arie im Café-Konzert singen."

„Nein, Eulalie! Es paßt mir nicht, daß meine Frau öffentlich auftritt, und sich von dem ersten besten Beifall klatschen läßt. Es ist schon genug, daß ich Dich Madame Benoîten spielen lasse."

„Nun sage mir, wer hat Schnupftabak in meine Pfeife gesteckt."

„Papa, das hat sicher Herr Pipeonnier gethan, der gestern mit Deiner Pfeife gespielt."

„Ah, Pipeonnier ist hier gewesen? Du hast es mir nicht gesagt, Eulalie."

„Das hatte ich ganz vergessen."

„Dieser Possenreißer Pipeonnier kommt viel zu oft, das ärgert mich. Was sagte er Dir gutes Eulalie?"

„Was, meinst Du, daß ich das behalte? Es interessiert mich nicht, Klatschgeschichten erzählen zu hören."

„Aber ich weiß noch sehr gut," sagt der kleine Leander, „daß er zu Mama vom Batailon gesprochen, indem er immer wiederholte: Man hat Sie da gesehen! Man hat Sie da gesehen! und Du, Mama, sagtest ihm dann: Aber sagen Sie es nicht meinem Mann."

Die Virtuosin Eulalie sieht ihren Sohn mit solchen Blicken an, die ihm eine tüchtige Tracht Prügel verheißen, aber es giebt überall plauderhafte Kinder, und wenn die einmal im Zuge sind, alles zu erzählen, so kann man sie nicht aufhalten.

Ohne seine Mutter anzusehen, fährt der kleine Leander fort:

„Und Herr Pipeonnier hat geantwortet: Ja, ja, ich werde schweigen, wenn Sie weniger grausam gegen mich sein wollen."

„Sapperment! was höre ich da!" ruft der Pförtner aus, sein Pantalon beiseite, und auf den Fleischtopf schleudernd.

„Herr Pipeonnier erlaubt sich also, Dir verführerische Worte zu sagen! Fran Bassinoire nehmen Sie sich in acht! Sie kennen meine Prinzipien! Ich verstehe keinen Scherz!"

„Mein Freund, wenn Du auf die Worte des Kindes hörst, das alles verkehrt versteht, so weiß ich nicht, was ich thun soll ... Herr Pipeonnier bat mich, ihm die Rolle der schönen Helena zu wiederholen, die mit Paris, der sich so gut auf Äpfel versteht, und mit ihr spazieren geht."

Agamemnon sagt zu seiner Frau:

„Du bist im Batailon mit Paris gewesen, man hat Dich da gesehen, man hat Dich da gesehen ... Das ist was Leander verstanden hat."

„Das ist ganz gleich. Herrn Pipeonniers Besuche gefallen mir durchaus nicht ... sie sind zu häufig. Ich werde ein offenes Wort mit ihm sprechen."

„Verbiete ihm hierher zu kommen, wenn Du willst, mir liegt nichts daran ... Seine Besuche sind langweilig ... er kennt die Stufen, er fällt niemals ... sein Kommen macht kein Vergnügen."

Es ist still geworden, man hört nichts weiter als das leise Kochen des Kohls und Hammelfleischs auf dem Herd.

Herr Bassinoire sieht zu seiner Tochter hinüber, welche das Ragout bereitet.

„Ich muß das Pantalon, das Du über den Kochtopf geworfen, zurückschieben, das eine Bein ist in den Topf gefallen, glücklicherweise ist es nicht schmutzig, dann muß ich probieren, ob das Fleisch salzig genug ist."

„Du könntest Dich dazu eines Löffels bedienen, ich sehe Dich so oft den Finger eintauchen."

„Papa, was thut es? ... er ist nicht schmutzig, es ist immer derselbe Finger."

„Nun dann geht es, wenn es derselbe Finger ist."

„Ist man in der Schule mit Dir zufrieden, Zirzabelle? Machst Du Fortschritte im Tanzen? Wirst Du bald in der großen Oper auftreten?"

„Ah Papa, das geht nicht so schnell. Die kleine Fléodinette, Tochter des Kornhändlers, hat viele Mühe gehabt, um den Wind in dem Zauberspiel, das man im Theater du Châtelet spielte, zu machen."

„Die Kleine des Kornhändlers wird Wind in Châtelet machen, warum machst Du nicht auch einen?"

„Weil Fléodinette schon vier Pas schlägt, und ich erst drei."

„Was heißt das?“

„Das sind Luftspringe, Vater . . . aber ich muß sie auch noch lernen . . . mein Lehrer sagt, daß ich ein Vermögen in meinen Beinen habe.“

Frau Bassinoire ruft seufzend aus:

„Oh, wie glücklich bist Du, meine Tochter. Du wirst auf dem Theater sein! Du wirst goldene Tage haben!“

„Ich glaube nicht, daß alle dramatischen Künstler goldene Tage haben. Da ist zum Beispiel der Besitzer dieses Pantalons, er läßt es mich schon zum zweiten Male wenden, er ist in einer traurigen Klemme.“

„Ein Statist ist kein Künstler.“

„Er füllt auch seine Rolle aus. Er hat den Bären in dem Stück gemacht, in welchem ein Milchmädchen ihren Topf zerbricht, und man hat ihm Hoffnung darauf gemacht, ein Kamel in einem asiatischen Ballet darzustellen.“

„Ich verlange nichts weiter, als in einem Café-Konzert zu singen, da wird man fast ebenso gut bezahlt wie in den vornehmsten Theatern. Ich könnte in kurzem soviel verdienen, mir falsche Diamanten zu kaufen.“

„Eulalie, wenn Du mir soviel von dem Café-Konzert sprichst, werde ich Dir nicht erlauben, bei dem Bäcker zu spielen . . . Dein Kohl und Hammelfleisch verbreitet schon den angenehmsten Duft, ist es nicht bald gar?“

„Ja Papa, es ist sehr schön, wir können essen.“

„Gut, decke auf, Zizabelle.“

„Wo, auf dem Tisch?“

„Da steht schon ein Napf, meine Schuhe und Zahnpasta.“

„Dann wollen wir auf meinem Arbeitstisch essen, aber nimm Dich in acht, daß Du kein Fett darauf machst. Neulich ist auf den Rock für den Koch oben ein Fettfleck gekommen, aber glücklicherweise auf dem Rücken, so hat er es nicht gemerkt.“

Die Familie Bassinoire schickt sich an, zu Mittag zu speisen. Einige ausgebrochene Teller stehen schon auf dem Tisch, als man in dem Gang gehen hört, und jemand auf der Treppe zu des Pförtners Wohnung erscheint.

Es ist ein junger, reinlich gekleideter Mann, aber trotz der Sorgfalt, mit der er sich kleidet, merkt man doch die Armut. Sein brauner, bis an das Kinn zugeknöpfter Rock ist sauber gebürstet, aber über seinem schwarzen Rockkragen bemerkt man nicht die

geringste Spur eines weißen Kragens, sein runder Hut glänzt, seine Fußbekleidung aber ist in der besten Ordnung. Alles ist tadellos, und doch ahnt man, daß dieser Mann nicht glücklich ist. Der Wohlhabende und der Reiche kümmern sich wenig um ihren Anzug. Sie sagen sich: Die mich kennen, wissen sehr gut, daß ich mich nach der Mode kleiden kann . . . wenn es mir gefällt, kann ich also einen alten Rock anziehen."

Derjenige, welcher in dem Gang des Pförtners erscheint, ist ein Mann von drei- oder vierundzwanzig Jahren. Er ist mittlerer Größe, sein bleiches Gesicht ist sehr vornehm, seine großen, guten, blauen Augen scheinen sowohl zu sagen, daß ihr Besitzer stolz ist, und keine Beleidigung ruhig hinnimmt, als daß er auch gegen niemanden Groll hegt. Sein Mund ist klein aber streng, er lächelt selten. Der gewöhnliche Ausdruck seiner Züge ist fast immer traurig, was bei einem jungen Manne überraschend ist.

Er nähert sich der Wohnung des Pförtners. Die Bassinoires, welche ihn kommen sehen, schreien schon:

„Ah, da ist einer . . . ein Fremder! . . . Er ist nicht aus diesem Viertel . . . zu wem geht er? . . . Hüte Dich, Lieber, Du wirst ein Stück Gymnastik aufführen."

Aber gegen die Erwartung des Pförtners hat er die verhängnisvolle Stufe gesehen, und nähert sich ohne zu stolpern der Wohnung der Bassinoires, welche untereinander sagen:

„Wie hat er es angefangen, nicht zu fallen? . . . er kommt doch zum erstenmal hierher . . . er hat sicher Augen auf den Zehen."

„Das ist sehr einfach, er hat Hühneraugen."

Indessen hat derjenige, welcher alle diese Bemerkungen veranlaßt, das Fensterchen in der Thür zu der Wohnung geöffnet, und gefragt:

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, ich möchte mich gern nach jemandem erkundigen."

„Sehr gern, mein Herr. Wessen Mieters Moral wünschen Sie, kennen zu lernen? . . . wir wissen genau, was alle wert sind, von der ersten bis zur höchsten Etage . . . wenn man Ihnen Geld schuldet, werden Sie Mühe haben, es wieder zu bekommen, man kann nicht sagen, wer der Ärmste ist."

„Ich habe nichts mit Ihren Mietern zu thun . . . sagen Sie mir, bitte, bin ich hier in der Straße du Bac?"

„Ja mein Herr, Sie sind mitten darin."

„Kennen Sie in dieser Straße das Hotel des Marquis Villagier?“

„Das Hotel Villagier . . . wir kennen nichts weiter.“

„Ist es hier in der Nähe?“

„Ganz in der Nähe, das vierte Haus nach dem unsern. Sie werden das Hotel leicht erkennen, es ist ein altes Haus im alten Stil gebaut . . . ein ungeheurer Thorweg, und dann sehr hohe Fenster . . . heute würde man aus einem solchen zwei machen, es ist drei Stock hoch außer den Dachstuben.“

„Ich danke Ihnen. Wird dies Hotel jetzt bewohnt?“

„Gewiß, überdies ist es kein Hotel mehr, sondern ein Haus, das seine Mieter hat wie jedes andere . . . Es gehört, wie man sagt, einem Millionär. Er wohnt nicht da, und kommt selten her, was für den Pförtner sehr angenehm ist, der kann thun, was er will . . . er kann vermieten an wen er will, und kann fegen, wann es ihm beliebt. Es ist ein rechter Platz für eine Klosterkatze. Ich würde zwei meiner Wohnungen für die schöne Robertins geben.“

Bei dem Namen Robertin runzelt der junge Mann die Stirn, seine Augen nehmen einen düstern Ausdruck an, und er murmelt:

„Robertin . . . wie, der Pförtner des Hotels Villagier ist immer der Robertin von ehemals? . . . nun er muß sehr alt sein.“

„Ah, der Herr glaubt, es ist derselbe, der zu Zeiten des Marquis von Villagier da war . . . oh nein, der ist tot, sein Sohn ist ihm gefolgt . . .“

„Ah, das ist sein Sohn?“

„Sein eigener Sohn, übrigens glaube ich, daß der Herr den andern Herrn Robertin nicht gekannt haben. Der Herr ist noch zu jung, der Herr könnte sogar der Sohn des jetzigen Pförtner Robertin sein.“

Der junge Mann macht eine Geberde des Abscheus, dann fährt er mit seiner Hand über die Stirn, und erwidert:

„Ich danke Ihnen sehr für die Auskunft, die Sie mir gütigst gegeben. Entschuldigen Sie, daß ich Sie gestört.“

„Oh, es ist nicht der Rede wert. Wenn Sie mehr wissen wollen, genieren Sie sich nicht, wir wissen alles, was in diesem Viertel vorgeht, und besser als irgend einer. Warten Sie: Die Frau des Krämers hat sich gestern zwölf Blutegel an einer ge-

heimnisvollen Stelle setzen lassen, niemand wußte es, als ich schon davon unterrichtet war."

„Was für eine Klugheit! Ich habe es Dir erzählt."

„Das ist gleich, ich will nur dem Herrn sagen, daß uns nichts verborgen ist."

„Ich danke Ihnen, mein Herr, ich wünsche nichts weiter zu erfahren. Leben Sie wohl," sagte der Unbekannte, alle grüßend, und sich entfernend."

Bassinoire ruft aus:

„Warum wollte er wissen, wo das frühere Hotel Villagier ist? . . . Das ist sehr merkwürdig . . . wer kann dieser junge Mann sein!"

„Warum hast Du ihn das nicht zuerst gefragt, Papa?"

„Meine Tochter, ich hatte dazu keine Veranlassung, Du weißt sehr wohl, daß, wenn jemand zu uns kommt, unsere erste Frage immer ist: Was er thut, und so muß es sein, das ist natürlich. Um auf eine Frage zu antworten, muß man eine andere stellen."

„Das ist gleich," sagt Eulalie, „dieser junge Mann sieht sehr vornehm aus."

„Aber sein Paletot durchaus nicht, der ist sehr abgetragen. Ich habe es sogleich gesehen, als ich seine Ellbogen betrachtete."

„Er sieht sehr interessant aus. Er erinnert mich an Herrn Laferrière im Antonius, nur ist er noch magerer."

„Wer ist das? . . . Wie kommt es, daß Du jetzt an Laferrière denkst . . . Du hast immer das Theater im Kopfe."

„Willst Du mir nicht erlauben, an einen Künstler zu denken, um den ich Thränen vergossen habe."

„Wie? Du hast seinetwegen Thränen vergossen . . . mit welchem Recht hat dieser Herr Dich weinen machen . . . Mir scheint, Eulalie, daß nur Dein Mann das Recht hat, Dich zum Weinen zu bringen."

„Bassinoire, Du bist nicht weit von einem Tyrannen. Ich werde bald nach meinem Kopfe handeln."

„Warum essen wir nicht," schrie der kleine Leander.

„Ah, nun nimmt die Katze schon ein Stück von unserm Ragout," sagte Zazabelle.

„Sie ißt von den Ideen der Frau Aubray . . . Du Schurke von Katze! Dir ist nichts heilig."

„Marsch, es ist kein Wein mehr darin. Meine Tochter, geh' schnell und hole ein Viertel vom Kaufmann."

„Von welchem, Papa?"

„Nun von demselben, aber von einer bessern Sorte."

Frau Bassinoire giebt ihrem Mann einen Knochen, indem sie singt:

„Da ist der Säbel . . . der Säbel meines Vaters!"

---

## VII.

# Die Gräfin Marsanne und ihre Nichte.

In der zweiten Etage des frühern Hotel Villagier wohnt seit einiger Zeit eine alte Dame mit ihrer Nichte.

Für diese Mieter hat der Pförtner die größte Rücksicht, sie zahlen keine hohe Miete für eine große und gut eingerichtete Wohnung.

Die alte Dame, die Gräfin Marsanne, ist seit längerer Zeit Witwe, die sich aus Liebe und Treue für ihren ersten Mann nie zu einer zweiten Heirat hat entschließen können. Kinder hat sie nie gehabt, ihr Mann ist ein Jahr nach der Hochzeit in einem Duell geblieben.

Es ist natürlich, daß sie einen Mann, mit dem sie nur Honigmonate verlebt hat, schmerzlich bedauert. Man konnte es übrigens Frau von Marsanne als Verdienst anrechnen, Witwe geblieben zu sein, denn sie war sehr schön gewesen, aber es war eine jener Schönheiten, die Ehrfurcht gebieten, um die man nicht wagt herumzuflattern.

Ihre großen, von dichten Wimpern beschatteten schwarzen Augen, ihre Adlernase, ihr kleiner Mund, ihre dünnen, fest geschlossenen Lippen, ihre hohe und stolze Stirn gaben ihr eher das Aussehen einer Juno als einer Venus.

Sie war groß und schön gewachsen, hielt sich gerade, ging immer in langsamen, abgemessenen Schritten.

Da sie kinderlos war, hatte sie eine Nichte, eine Waise ohne Vermögen zu sich genommen. Frau von Marsanne hatte kein großes Vermögen, mußte sich einrichten, denn der verstorbene Graf hatte einen großen Teil seines Vermögens im Spiel verloren. Der betrauerte Ehemann war ein zügelloser Spieler gewesen, was seine Frau nicht verhinderte, ihn anzubeten, vielleicht verlor der Graf deshalb soviel, weil seine Frau ihn zu sehr liebte. Die Sprich-

wörter sind oft wahr. Also ist es besser, seinen Mann nur mit Maß zu lieben.

Frau von Marsanne, stolz auf ihren Titel, wollte durch den Anschein der Wohlhabenheit ihren Rang in der Welt behaupten; sie wollte eine schöne Wohnung haben und deshalb mußte sie viele Annehmlichkeiten entbehren. Sie war also sehr glücklich gewesen, eine Wohnung zu zweitausend Franken zu finden, die ihr in jedem andern Hause viertausend gekostet haben würde.

Nachdem der Pförtner sich nach dem Hauspersonal der Gräfin erkundigt und erfahren hat, daß dies nur aus einer alten Dienerin und einer Kammerjungfer bestände, die auch die Küche besorgte, war er gegen die Gräfin sehr entgegenkommend gewesen.

Als die Gräfin aber besondere Schlafzimmer für ihre Dienerinnen unter dem Dache verlangt, hat Robertin nur ein einziges für das alte Mädchen bewilligt, unter dem Vorwande, daß es wahrscheinlich wäre, daß sie keine Besuche in ihrem Zimmer empfinge.

Unter dem Dache befanden sich noch drei Stuben, wovon eine der alte Diener inne hatte, dessen Herrschaft in der dritten Etage wohnte. Aber der Diener schlief selten in seinem Zimmer; da seine Herrschaft immer krank zu sein glaubte, hielt sie François in der Nacht unten, im Falle, daß ihnen etwas zustoßen könnte.

Das Zimmer, in welches der Pförtner sich oft begab, lag ganz am Ende des Ganges und von diesen beiden Stuben entfernt.

Im Hofe waren nur zwei bescheidene Wohnungen, die auch nur von bescheidenen Mietern bewohnt wurden.

Man konnte also nicht leicht ein ruhigeres Haus finden, als das alte Haus des Marquis von Villagier. Der Pferdestall und die Wagenremise, die zur Wohnung im ersten Stock gehörten, standen immer leer.

Wir wollen jetzt die Nichte der Gräfin vorstellen.

Fräulein Adrienne von Coustray war achtzehn Jahre alt. Sie war ein reizendes Mädchen, sowohl in körperlicher, wie in geistiger Beziehung. Ihr weiches kastanienbraunes Haar rahmte ein Gesicht ein, das zu malen, jeder Maler entzückt sein würde; ihre Augen von derselben Farbe wie das Haar blickten sanft und anmutig. Ihr kleiner Mund war von schönen Lippen und schönen Zähnen geschmückt. Sie hatte keinen mattbleichen Teint, wie meine Herren Kollegen vielleicht schildern würden, wenn sie die Schönheit einer Frau beschreiben würden, meiner Meinung nach ist mattbleich

die Farbe eines Gespenstes. Aber jeder hat seinen Geschmack und schildert wie er es versteht. Fräulein Adrienne hat Rosenfarben, die ihrem runden lieblichen Gesicht wohl anstehen. Ihre Taille ist schlank, auf ihren Fuß würde Aschenputtels Pantoffel gepaßt haben und ihre Hand verliert sich in derjenigen, die das Glück hat, sie zu drücken.

Dieses junge Mädchen war ebenso liebenswürdig, wie schön von Antlitz. Sie war immer guter Laune, lachte, schmollte nicht, unterwarf sich ohne Murren dem Willen ihrer Tante, die sie mit Sorgfalt erzogen hatte und die sie liebte und achtete wie eine Mutter.

Ihr Leben würde indessen vielen jungen Mädchen sehr einförmig erschienen sein, denn sie geht nie auf einen Ball, weil die Toilette zu teuer ist, ins Theater auch sehr selten, weil auch das eine zu große Ausgabe verursacht, so beschränken sich alle ihre Vergnügungen auf Spaziergänge im Garten Luxembourg oder in den Tuillerien.

Nach letzterem Ort gingen sie selten, aber wenn, dann nahmen sie Stühle, setzten sich in die große Allee und beobachteten die Vorübergehenden. Das war eine Erholung, man machte dazu Toilette und ging nicht allzu oft.

Die Gräfin Marsanne empfing nur wenig Besuche, denn sie gab keine Diners, diese großen Hebel der Vereinigung, diese unfehlbaren Mittel, Freunde herbeizuziehen, setzte sie nie in Bewegung; aber deshalb braucht man noch nicht der Freund eines Hauses zu sein, um sich an den Tisch zu setzen. Eine zahlreiche Gesellschaft liebenswürdiger Freunde findet sich immer, wo man Trüffeln und Truthühner und echten Champagner aufträgt. Wenn es auch gerade keine Beweise der Hochachtung für den Wirt sind, so sind es doch Beweise eines guten Gaumens, und das ist auch etwas.

Der Verkehr der Gräfin beschränkt sich also nur auf einige alte Bekannte, auf einige sehr vornehme Damen und Herren, die manchmal zu ihr kamen, eine Partie Whist oder Boston mit ihr zu machen.

Junge Leute sah man selten bei der Gräfin Marsanne. Bisweilen kamen wohl die Töchter mit ihren Eltern, auch die jungen Herren, welche von Fräulein Adriennens Anmut und Lieblichkeit entzückt waren, baten viel um die Erlaubnis, ihr ihre Huldigungen darzubringen.

Wenn sie aber in dem großen Salon waren, wo alles streng und ernst war, wo nicht einmal ein Flügel stand, wenn sie an der

Partie Whist teil nehmen mußten, wenn Adrienne nicht 'von der Seite ihrer Tante wich, dann empfanden sie solche Unruhe in ihren Beinen, wie alle empfinden, welche in einer Gesellschaft sind, in welcher ein Herr Verse vorliest.

Die jungen Leute ließen sich dann nicht wieder sehen und erschienen nicht anders als zu ceremoniellen Besuchen.

Einmal hatte die Frau Gräfin diese ruhige und einförmige Existenz unterbrochen. Nachdem die Gräfin ihre Ersparnisse überzählt, hatte sie gefunden, daß sie zu einer kleinen Reise reichen würden.

Die Nichte war nicht wenig überrascht, als die Tante eines Morgens beim Frühstück sagte:

„Adrienne, wirst Du zufrieden sein, mit mir nach Videy zu gehen?"

„Nach Videy? Wo ist das, meine Tante?"

„Videy ist etwa siebenzig Meilen von Paris entfernt. Da trinkt man ein berühmtes Wasser, das eine Menge Krankheiten, selbst diejenigen heilt, die man nicht hat."

„Sind Sie krank, Tante?"

„Nicht gerade krank, liebe Nichte. Aber seit einiger Zeit habe ich weniger Appetit. Vielleicht werden die Wasser von Videy mir gut thun. Du wirst sie auch trinken."

„Ich habe sehr guten Appetit."

„Das thut nichts, man kann nicht zuviel Gesundheit haben, es kommen immer Augenblicke, wo man nicht genug hat. Macht es Dir kein Vergnügen, diese kleine Reise zu unternehmen?"

„Oh gewiß, meine Tante, ich bin sehr zufrieden. Ich habe ja nichts weiter als Versailles und St. Cloud gesehen und war erst einmal an jedem Orte. Reisen, ein neues Land sehen, Berge, wirkliche Felsen, das müßte sehr schön sein . . . Wie werden wir reisen, Tante?"

„Mit der Eisenbahn, weil man nicht mehr anders reist. Als mein Mann noch lebte, reisten wir immer in einer Kutsche . . . Ach, das war ein anderes Reisen als heut zu tage. Man saß so bequem in seinem Wagen. Es waren Kisten darin, in welche man die Vorräte legen konnte, Tischchen zum Ausziehen, im Fahren hatte man Muße zu essen, wenn man keine guten Gasthäuser antraf. Reiste man durch eine schöne Landschaft, konnte man anhalten, sich ausruhen, ach, das war ein Vergnügen . . . aber heute reist man nicht mehr, man fliegt von einem Lande zum andern und im Fliegen sieht man nicht viel. Die Menschen

sind so eilig geworden, sie drängen sich, durchs Leben zu kommen . . .

Wir werden morgen abreisen. Ich wollte Dich erst erste Klasse reisen lassen, aber das ist zu teuer. Wir werden mit der zweiten fahren, mit der fährt man auch ganz gut."

Diese Dame hatte sich also nach Vidbesy begeben.

Dort waren sie in einem bescheidenen Hotel abgestiegen, aber da die Gesellschaft, die nach Videy kommt, eine sehr zahlreiche und mannigfaltige ist, begnügt sich die Mehrzahl mit einem sehr einfachen Unterkommen und überläßt den Fremden die eleganten Wohnungen, wo sie ihren Luxus und ihr Geld zur Schau stellen können.

Frau von Marsanne fühlte sich sehr wohl in Videy, sie hatte ihren Aufenthalt verlängert. Ihr Leben war hier so regelmäßig wie in Paris, sie ging zweimal des Tages Brunnen zu trinken, machte ihre Spaziergänge, ihr Mittagessen nahmen sie zu hause ein, sie gingen dann noch einmal auf die Promenade und legte sich zu rechter Zeit schlafen.

Auf diesen häufigen Promenaden begegneten sie gewöhnlich allen Personen, die in Videy waren.

Frau von Marsanne, immer zurückgehaltend und abgemessen, schenkte den Vorübergehenden wenig Aufmerksamkeit, wahrscheinlich thaten die Vorübergehenden ebenso in bezug auf sie. Aber mit ihrer Nichte war es anders: Adrienne war hübsch uud anmutig genug, um bemerkt zu werden. Jedermann, der an die Quelle zu trinken ging, hatte sich nach dem reizenden schönen Mädchen, das durchaus nicht krank aussah, und die das Wasser nur ihrer Tante zuliebe trank, erkundigt. Nachdem man erfahren, wer sie war, wußte man genau, daß sie nicht zu den Damen gehöre, die nach Videy kommen, Eroberungen zu machen, und man hatte sich mit der Bewunderung begnügt.

Ein junger Mann, der sich nicht in die Menge mischte, hatte auch die Nichte der Gräfin bemerkt, ihr Anblick hatte den lebhaftesten Eindruck auf sein Herz gemacht.

Der Zufall hatte ihm geholfen. Frau von Marsanne vermied die vielbesuchten Wege, wo ihre Toilette gegen die allgemein zur Schau getragene Eleganz erbleichen mußte, so hatte auch sie, wie der junge Mann, die einsamen Wege aufgesucht und sie waren sich oft begegnet.

Zuerst hatte der junge Mann sich immer nur vor den Damen verneigt, dann aber hatte er tiefer gegrüßt.

Adrienne, die diesen Unbekannten bemerkt und fast alle Tage sah, hatte ihm mehr Aufmerksamkeit geschenkt und ein günstiges Urteil über den jungen Mann gewonnen.

Er sah vornehm aus und hatte diesen melancholischen Ausdruck, der junge Mädchen, nicht gerade Frauen, die mehr Erfahrung haben, so sehr anzieht. Er war bleich und mager und man konnte wohl annehmen, daß die Ärzte ihm die Kur in Vidy verordnet hätten, überdies verriet sein bescheidener Anzug durchaus nicht einen Mann, der nur zu seinem Vergnügen reist.

Eines Tages, als Tante und Nichte sich ein wenig weiter in die Berge gewagt, um eine prächtige Aussicht zu bewundern, war der Gräfin Fuß beim Hinabsteigen von einem steilen Abhang ausgeglitten. Adrienne hatte einen lauten Schrei ausgestoßen und ebenso schnell war der bleiche junge Mann hinter einem Gebüsch hervorgetreten, hatte sich auf die Gräfin gestürzt und ihr Hinunterrollen vom Berge mit rascher Hand verhindert.

Die alte Dame, im höchsten Grade erschreckt, hatte ihm aufrichtig gedankt, ebenso die Nichte, welche für ihre Tante gezittert. Der junge Mann hatte in sehr elegantem Französisch geantwortet, seine Weise sich auszudrücken, hatte ihn als einen gut erzogenen jungen Mann erkennen lassen. Die Gräfin hatte es nicht unpassend gefunden, sich von ihm begleiten zu lassen, und während er plaudernd neben ihr herging, hatte sie allerlei Fragen an ihn gerichtet, die er ohne Zögern beantwortete. So hatte sie erfahren, daß er Saintclair sich nenne, daß er seine Eltern verloren, kein Vermögen besitze, von seinem Zeichentalent lebe, daß er Stunden gebe und sehr gute Porträts in Bleistift, Aquarell nnd Kreide mache. Die Ärzte hatten ihm den Aufenthalt in Vidy empfohlen, um seine wankende Gesundheit wieder herzustellen, daß er sich hier sehr wohl fühle, um so mehr, da er auch hier von seinem Talent Gebrauch mache, da er schon mehrere Fremde porträtiert habe.

Dann zeigte es sich auf einmal, daß Adrienne den lebhaftesten Wunsch hatte, Zeichenstunden zu nehmen. Mehrere Male hatte sie ihrer Tante den Wunsch ausgesprochen, die malerischen Landschaften, die sie hier sah, aufs Papier bringen zu können. Die Tante hatte dann geantwortet, daß sie sehr bedaure, daß ihr Vermögen zu gering wäre, ihr Lehrer zu geben, auf welche Damen ihrer Geburt Anspruch hätten.

Diese Begegnung hatte die Sehnsucht des jungen Mädchens, Landschaften zu zeichnen, noch mehr erregt und vielleicht etwas unvorsichtig hatte sie ausgerufen:

„Ach, mein Herr wie glücklich sind Sie, zeichnen zu können, das ist ein Talent, um welches ich Sie beneide. Mir scheint, man könnte sich niemals langweilen, wenn man stets alles, was einem gefällt, mit dem Bleistift festhalten könnte. Die Musik ist sicher eine sehr angenehme Kunst, aber man kann das Klavier nicht mit auf die Promenade nehmen, während man Skizzenbuch und Bleistift immer bei sich führen kann.“

Darauf hatte der junge Saintclair ohne Zögern erwidert; daß er sich glücklich schätzen würde, eine Schülerin mit Talent, wenn auch ganz ohne persönlichen Eigennutz unterrichten zu dürfen, um so mehr, da er das Glück haben würde, so vorzügliche Damen wie sie kennen zu lernen, die ihm überdies einen großen Dienst erweisen würden, wenn sie ihm die Thüren der großen Welt, die sich in Videy befinde, eröffnen möchten.

Der junge Mann war so höflich gewesen, hatte sich so passend benommen, daß die Tante sich überreden ließ, und schon am folgenden Morgen nahmen die Zeichenstunden ihren Anfang.

Fräulein Adrienne hatte sehr schnelle Fortschritte gemacht. Eine junge Dame macht immer Fortschritte, wenn ihr Lehrer ihr gefällt. Sie zeichnete den ganzen Tag, auf ihren Promenaden begleitete sie Herr Saintclair. Sobald sie eine schöne Aussicht gefunden, hatten sie sich aufs Gras gesetzt, Fräulein Adrienne hatte ihr Album hervorgezogen, und von den Ratschlägen ihres Lehrers geleitet, hatte sie die Landschaft kopiert.

Frau von Marsanne war sicher sehr unvorsichtig, dem Zeichenlehrer zu erlauben, sie fort und fort zu begleiten, aber dieser benahm sich seiner Schülerin gegenüber so ehrfurchtsvoll, so vorsichtig, daß jede Furcht schwinden mußte, überdies wohnte die Tante stets den Stunden bei und ließ ihre Nichte nie mit dem Lehrer allein.

Nichtsdestoweniger wurde der Zeichenlehrer sehr traurig und das junge Mädchen stieß einen großen Seufzer aus, als die Gräfin eines Tages ankündigte, daß ihr Aufenthalt in Videy zu Ende ginge und sie am folgenden Tage nach Paris zurückkehren würden.

Schülerin und Lehrerin hatten sich ohne Worte verstanden. Man spricht so verständnisvoll mit den Augen. Die Trennung war unvermeidlich, man mußte sich Lebewohl sagen. Saintclair bat nur um die Erlaubnis, auch in Paris bisweilen kommen und die Fortschritte der Nichte überwachen zu dürfen.

Diese Erlaubnis wurde ohne Schwierigkeit gegeben und man

trennte sich weniger unglücklich, weil man die Hoffnung, sich wiederzusehen, hatte. Die Hoffnung! . . . dieser Stern, der durch das ganze Leben leuchtet und der gewöhnlich erst mit unserem Tode verlischt.

Der Leser kennt jetzt also die Damen, welche seit ihrer Rückkehr aus Videy die zweite Etage des alten Hotels Villagier bewohnten, welchen Robertin soviel Rücksicht bewies. Die Gräfin war ihrerseits von der neuen Wohnung entzückt und mit ihrem Pförtner sehr zufrieden.

Ein unvorhergesehener Zufall hatte indessen ihre Ansicht schwankend gemacht, sie hatte sogar ausziehen wollen.

Eines Nachmittags stürzt plötzlich die alte Dienerin zu ihrer Herrin herein:

„Mein Gott, gnädige Frau, ich weiß nicht, was geschehen ist . . . ich weiß selbst nicht . . . als ich den Braten mache, rühre ich das Feuer und da plötzlich brennt es im Kamin.“

„Wie? Du hast Feuer in den Kamin gelegt?“

„Ich doch nicht, gnädige Frau, er steht schon in Flammen, auch im Schornstein brennt es, der Herr, der im dritten Stock wohnt, hat es mir soeben gesagt.“

„Man muß die Feuerwehr holen, lauf schnell . . . frage den Pförtner nach der nächsten Station. Geh', beeile Dich!“

Die Dienerin geht schnell hinunter und begegnet dem Pförtner. Dieser fragt sie:

„Wohin laufen Sie?“

„Herr Robertin, es brennt im Schornstein . . . Wo ist die Feuerwehr? Ich will sie schnell holen, sie müssen auf das Dach steigen, das Feuer zu löschen. Sagen Sie mir, wo die nächste Station ist.“

Statt aller Antwort stürzt der Pförtner auf die Thür zu, schließt sie, schließt auch seine Thür, damit niemand klingeln kann.

„Was machen Sie, Herr Robertin? Sie schließen die Thür, statt sie zu öffnen, wenn ich Ihnen sage, daß man die Feuerwehr holen muß.“

„Das ist nutzlos, Fräulein. Wir brauchen keine Feuerwehr. Ich werde das Feuer selbst auslöschen.“

„Aber Sie können doch nicht aufs Dach steigen! Dazu bedarf es Leute, die es verstehen. Öffnen Sie mir . . . lassen Sie mich hinausgehen.“

„Nein, Fräulein, niemand wird hinausgehen, ich will nicht, daß die Menge in mein Haus stürzt . . . die Unordnung wird

nur benutzt, um zu stehlen. Niemand wird das Haus verlassen, bis das Feuer nicht gelöscht ist."

„Das ist zu stark! und wenn das Feuer um sich greift . . . wenn es die Wohnung erfaßt, wollen Sie uns verhindern, uns zu retten . . . Sie haben nicht das Recht dazu, Pförtner."

Robertin hört nicht auf die Alte, er füllt zwei Eimer an der Pumpe voll Wasser und steigt mit diesen nach dem dritten Stock hinauf. Da findet er die alte Köchin weinend und schreiend auf dem Gang, ohne um Erlaubniß zu fragen geht er in ihr Zimmer, öffnet das Fenster, steigt auf das Dach; der Diener aus dem dritten Stock folgt ihm gleichfalls mit zwei Eimern Wasser, reicht Robertin diese, der mit der Sicherheit eines Feuerwehrmannes auf das Dach gestiegen, und nachdem er diese Wassermasse in den Schornstein gegossen, ist das Feuer gelöscht.

Während Robertin auf das Dach kletterte, war die Köchin zu ihrer Herrin gegangen und hatte geschrieen:

„Ach, gnädige Frau, wir sind alle verloren! . . . wir werden alle verbraten."

„Wie? . . . was sprichst Du, Marguerite, hat man die Feuerwehr nicht geholt?"

„Wie kann ich sie holen, da ich nicht hinausgehen darf . . . dieses Ungeheuer hat die Hausthür verschlossen und gesagt, Niemand dürfe das Haus verlassen, so lange das Feuer nicht gelöscht wäre."

„Wie, der Pförtner hat Dir nicht erlaubt, die Feuerwehr zu holen?"

„Nein, gnädige Frau, wir sind hier eingesperrt. Wir können uns nicht retten, wenn das Feuer um sich greift."

„Das ist nicht möglich! Das ist noch nie da gewesen . . . ich werde selbst mit diesem Pförtner sprechen . . . man kann sich doch nicht von ihm in seiner eigenen Wohnung einschließen lassen."

„Wir müssen ausziehen, gnädige Frau, wenn wir hier nicht schon verbraten . . ."

In dem Augenblick, in welchem die Gräfin hinausgehen will, tritt Robertin rasch ins Zimmer und sagt:

„Frau Gräfin, ich habe die Ehre, Ihnen anzuzeigen, daß das Feuer gänzlich erloschen ist, daß Sie nicht die geringste Furcht zu haben brauchen."

Frau von Marsanne ist im ersten Augenblick bestürzt, dann aber antwortet sie:

Das Feuer ist gelöscht? Wer hat es gelöscht? Sie hatten ja meiner Dienerin verboten, die Feuerwehr zu holen."

„Ich, gnädige Frau."

„Sie, Sie ganz allein?"

„Ja, gnädige Frau, ich wußte, daß ich das Feuer allein löschen konnte. Ein Feuer im Schornstein ist nichts besonderes, und deshalb die Feuerwehr holen lassen, lohnt sich nicht."

„Aber wie konnten Sie mein Mädchen verhindern, die Feuerwehr zu holen, da es mich beruhigte? Wie können Sie uns so einschließen, dazu haben Sie kein Recht."

„Gnädige Frau, wenn ich Ihr Mädchen hinausgehen ließ, so hätte sie in der ganzen Nachbarschaft erzählt, daß Feuer hier wäre, wodurch sie alle Leute aufgeregt hätte. Mit der Feuerwehr wäre die Menge ins Haus gestürzt und mit dieser hätten sich Diebe eingeschlichen. Davor wollte ich Sie, Frau Gräfin, schützen, da ich genau wußte, daß nicht die geringste Gefahr vorhanden war."

Dann grüßt der Pförtner ehrerbietig und entfernt sich.

Als er gegangen, ruft die Köchin:

„Es ist ganz gleich, Frau Gräfin, Sie sollten doch ausziehen. Man muß nicht in einem Hause bleiben, wo der Pförtner einem nicht gestattet, auszugehen."

Die Gräfin schüttelt den Kopf, und ihre Dienerin fortschickend sagt sie ihr:

„Du mußt vorsichtig mit dem Feuer umgehen."

Nach einiger Überlegung kommt sie zu dem Schluß:

„Nein, ich werde meine Wohnung, die so schön und billig ist, nicht verlassen . . . Dieser Pförtner hatte einen lobenswerten Zweck, indem er so handelte . . . es brennt auch nicht alle Tage im Schornstein."

## VIII.

# Im Ballon.

Pigeonnier tritt in die Wohnung des Herr Droguin ein, den er bei seinem Sauerkraut findet, welches er mit Straßburger Bier hinunterspült.

Als Herkules stellt er sich vor ihn und ruft aus:

„Unvergleichlicher Schweizer, ich habe Ihnen eine Nachricht mitzuteilen. Jetzt steigt man im Ballon auf. Für fünf Franken geht man in die Luft. Vor einigen Tagen kostete es noch zehn Franken, jetzt nur noch fünf.

Man muß diesen niedrigen Preis benutzen, denn er könnte wieder steigen. Bei den Ballons tritt oft ein Steigen und Fallen ein. Nun, wann wollen wir unsere Luftreise machen?“

„Wie Pigeonnier, man kann für fünf Franken im Ballon aufsteigen? Sind Sie dessen gewiß?“

„Ei freilich, es ist überall angeschlagen. Sie können sich selbst davon überzeugen.“

„Das ist herrlich. Wie Sie sagen, man muß den billigen Preis benutzen. Mein Schneider hat mir eben meinen neuen Anzug gebracht, der mir wie ein Handschuh paßt. Ich werde zu dem Restaurateur eilen und ihn fragen, ob es ihm morgen paßt, mich zu vertreten . . . wenn es Ihnen paßt.“

„Mir paßt alles. Ich bin frei wie die Luft.“

„So werden wir uns also morgen in den Schoß der Luft begeben? . . . Oh Gott! . . . der Schoß der Luft, wie weich muß es darin sein . . . Was für Notizen werde ich über die Eindrücke, die ich empfinde, machen . . .“

„Alexander Dumas hat seine Reiseeindrücke geschrieben, Sie werden als Anhang Ihre Balloneindrücke dazugeben.“

„Ich eile zum Restaurateur . . . ach zum Teufel, meine Tochter ist nicht da, das Haus zu bewachen.“

„Ihre Tochter scheint nie da zu sein.“

„Ach, Sie hat so viele Schülerinnen . . . und doch verdient sie nicht Geld genug, um selbst für Ihre Toilette zu sorgen. Aber was für Toiletten bedarf sie auch, Pigeonnier! Sie verdunkelt die Straße; wenn sie ausgeht, laufen alle Nachbarn zu den Thüren. Neulich hat sie mir Wort für Wort gesagt: Mein Vater, wenn dies so fortgeht, kann ich nicht mehr zu Fuß gehen, denn alle Welt läuft zusammen, mich vorbeigehen zu sehen . . . Ach, Pigeonnier, mir däucht, man hat recht, stolz zu sein, wenn man eine Tochter hat, die solchen Eindruck macht wie ein Pfingstochse.“

„Das hängt von der Art und Weise des Scheins ab. Suchen Sie Ihren Stellvertreter, ich werde so lange das Haus bewachen.“

„Sie möchten diese Gefälligkeit haben? Nun, dann eile ich. Wenn in meiner Abwesenheit jemand kommt, sagen Sie nur immer: ‚Es ist niemand zu Hause!‘ sonst schmutzen sie die Treppen so.“

„Jedem soll ich das sagen?“

„Ohne Unterschied jedermann!“

„Doch nicht, wenn die Leute zu Hause sind?“

„Das thut nichts, diese Maßregel nehme ich oft, wenn ich mich nicht stören lassen will. Ich antworte ganz einfach: ‚Sie sind ausgegangen‘. Die Leute gehen fort und man hat Ruhe.“

„Nun gut, Schweizer, ich werde das Haus bewachen.“

Droguin ist fortgegangen. Es dauert nicht lange, so öffnet ein gut gekleideter alter Herr die Thür und sagt mit dünner Stimme:

„Ich will zu Madame Mariné . . .“

„Da ist niemand zu Hause.“

„Wie? niemand? Madame de Mariné ist immer zu Hause.“

„Sie ist ausgegangen.“

„Ausgegangen? Vorgestern war ich hier, da war sie ernstlich krank. Ihr Bein war geschwollen . . . man war in Verzweiflung . . . Sie sagen mir, sie ist ausgegangen . . . mein Gott, Pförtner, Sie machen mich zittern . . . ist ein Unglück geschehen? Ist sie gestorben?“

„Ausgegangen.“

„Ah, kein Zweifel . . . ich verstehe Sie . . . ausgegangen, um nicht mehr zurückzukehren!“

„Es ist niemand da.“

„Ach, die arme Madame Mariné . . .“

Der alte Herr zieht sein Schnupftuch hervor, schnäuzt sich dreimal und stottert:

„Ach, das betrübt mich sehr . . . Ich kannte Virginie . . . das war ihr Mädchenname . . . seit länger denn dreißig Jahren . . . sie vertraute mir ihre geheimsten Gedanken an . . . schon vor drei Wochen sagte sie mir einmal: ‚Floricourt — das ist mein Name — ich will einmal das kräftige Dubary'sche Erbsmehl versuchen, kaufen Sie mir ein Packet, wenn es besser mit mir geht'. Ach, sie hat nicht Zeit gehabt, von ihrem Packet zu essen . . . Ach, wird ihre Schwester, die gute Frau Mitonneau betrübt sein. Sie ahnt nichts . . . Man hat ihr die schmerzliche Nachricht geheim gehalten . . . aber ich halte es für meine Pflicht, sie vorzubereiten . . . Ach, mein Gott, was sind wir! Noch vor fünf Minnten glaubte ich, sie lebe."

Der alte Floricourt entfernt sich, seine Augen mit dem Taschentuch bedeckt, während Pigeonnier vor Lachen bersten will, indem er sagt:

„Geh doch, alter Strohsack, teile der Schwester den Tod der Madame Mariné mit, ich habe ja nur gesagt, daß sie ausgegangen, wenn Du willst, daß sie gestorben ist, geht es mich nichts an. Ich habe nur meinen Auftrag ausgeführt."

Droguin kehrt bald zurück. Er ist sehr zufrieden. Der Restaurateur kann ihn morgen ersetzen, von zwei bis fünf Uhr wird man Zeit haben, nach dem Hyppodrom zu gehen.

Pigeonnier verspricht, Droguin zur festgesetzten Stunde abzuholen, und geht fort, ohne die rührende Geschichte von Madame Mariné erzählt zu haben.

Am folgenden Morgen zieht der Schweizer sich sehr elegant an, er hat einen neuen Rock, eine weiße Weste, einen Nankingpaletot, der ihm zu eng ist, und Lackstiefel an den Füßen. Er stellt sich seiner Tochter vor, die gerade zu ihrer Stunde gehen will.

„Wie findest Du mich jetzt, Du, die in die vornehme Gesellschaft geht?"

„Du bist sehr gut gekleidet, Vater, nur das gelbe Pantalon sticht ein wenig gegen Deinen Anzug ab. Überdies ist Nanking nicht mehr Mode."

„Weshalb nicht? Es ist ganz neu."

„Es ist nicht mehr Mode, und dann siehst Du aus, als ob Dir die Hosen nicht bequem säßen."

„Ich gebe zu, daß sie ein wenig zu eng sind. Es scheint,

als ob ich stärker geworden, das kleidet einen Schweizer gut, aber meinen Pantalons ist es nicht gut. Das macht nichts . . . ch habe übrigens keine andern Sommerhosen, um elegant zu ein . . ."

„Wohin willst Du, Vater, daß Du Dich so schön machst?"

„Meine Tochter, sei stolz auf Deinen Vater. Ich steige im Ballon auf. Ich habe Ansprüche auf Ruhm . . . Wenn man Dich fragen sollte, was der Urheber Deines Lebens heute thut, so kannst Du ohne Erröten sagen: ‚Er steigt im Ballon auf'!"

„Ah, Du wirst im Ballon aufsteigen, das beweist, daß Du Mut hast, denn jedermann wagt es nicht, in die Luft zu gehen."

„Was den Mut anbetrifft, Iphigenie, so kannst Du Dir schmeicheln, diesen bei Deinem Vater im höchsten Grade zu finden . . . ich bin sehr ruhig bei Gefahren . . . Ich bin niemals in Gefahr gewesen, das ist wahr, aber ich fühle, daß ich ihr trotzen könnte. In einem Kampfe würde ich drei, vielleicht vier Männer herausfordern . . . Ich habe mich nie geschlagen, das ist wahr. Aber warum, weil ich meine Kraft kenne und die will ich nicht mißbrauchen, der starke Mann schlägt sich nie, er weiß, daß er stark ist und das genügt ihm."

„Nun, Vater, ich wünsche Dir eine glückliche Reise."

„Ich werde Dir alles erzählen, was ich in der Luft beobachten werde. Ich werde Notizen machen und sie Dir vorlesen."

Iphigenie ist fortgegangen. Der Schweizer geht in seiner Wohnung auf und nieder. Er hofft durch Gehen mehr Raum in seinem Pantalon zu gewinnen.

Der Restaurateur ist pünktlich und kommt wie er versprochen ein wenig vor zwei Uhr. Er ist ein kolossaler Mann, er ist stärker und größer wie Droguin, der ihn mit Bewunderung betrachtet:

„Ich habe einen ausgezeichneten Stellvertreter! an Stoff fehlt es ihm nicht!"

Der Stellvertreter prüft den Lehnstuhl, in welchem er sitzen soll, er versucht ihn, findet ihn ein wenig zu klein, aber kommt doch hinein.

Auch Pigeonnier ist pünktlich. Punkt zwei Uhr tritt er in die Wohnung, fein geputzt, vergnügt und fröhlich. Er hat auch Toilette gemacht, aber einen sehr langen und etwas abgetragenen Paletot angezogen.

Der Schweizer sagt ihm mit wichtiger Miene:

„Wie, mein Lieber, haben Sie sich nicht dazu angezogen, um im Ballon aufzusteigen.“

„Ich halte das nicht für notwendig. Ich habe nie in den Zeitungen gelesen, daß die Toilette eine Hauptsache wäre, wenn man in die Luft steige.“

„Es giebt Sachen, die man nicht zu sagen braucht, die man aber errät. Wir werden in sehr hoher Gesellschaft sein.“

„Wenn der Ballon steigt, werden wir eben so hoch sein. Übrigens hatte ich einen ausgezeichneten Grund, nicht Toilette zu machen . . . weil ich keine habe.“

„Dies macht allem ein Ende. Gehen wir. Herr Boulard, ich habe Ihnen meine Anweisungen gegeben, gehen Sie nicht davon ab.“

„Seien Sie ruhig, Herr Droguin, ich bin kein Kind.“

„Zum Teufel, Sie sehen auch nicht danach aus.“

„Wenn die Anweisungen der Art sind, wie er sie mir gegeben,“ sagt Pigeonnier für sich, „so ist es angenehm für die Mieter.“

Sie gehen nach dem Hippodrom, es ist herrliches Wetter. Droguin prüft sich und sagt zu seinem Gefährten:

„Sie müssen zugeben, ich habe einen schönen Anzug, wie gut ist er geschnitten, wie schön gemacht.“

„Ja, aber hinten ist er ein wenig zu kurz.“

„Das ist Mode. Das macht jünger.“

„Er ist beinahe so kurz, wie die ‚Geniere Dich nicht im Park‘ wie die Modenarren sich tragen.“

„Das ist guter Ton. Aber bitte, seien Sie offen, Sie hätten gerne meinen Anzug.“

„Meiner Treu, ich fände in zu gestutzt.“

„Mein Lieber, in Ihrem ungeheuren Überrock, der nicht mehr Mode ist, sehen Sie aus wie ein Kutscher ha, ha, ha!“

„Lachen Sie, soviel Sie wollen. Ich mache mir nichts daraus, wenn Sie auch einen schönen Rock haben, so haben Sie doch ein komisches Pantalon.“

„Was ist daran komisch? Es ist Nanking.“

„Ja, es ist so gelber Nanking oder vielmehr ist es fleischfarben und das Pantalon sitzt Ihnen so eng, daß es aussieht, als hätten Sie gar nichts an.“

„Was für ein schlechter Spaß, Sie Possenreißer, Pigeonnier . . . Sie sagen das nur, weil sie sich ärgern, nicht auch einen solchen Anzug wie den meinigen zu haben.“

Die Herren kommen im Hippodrom an.

Es waren viele Leute da, eine Menge Neugierige als Zuschauer, eine Menge Liebhaber, die entweder mit dem nächsten Ballon aufsteigen, oder bis gegen Abend warten wollten.

Als der Schweizer den ungeheuren Ballon mit dem kleinen Nachen daran in der Luft schwanken sieht, erbleicht er, greift Pigeonnier am Arm und flüstert:

„Sollen wir darin sitzen?“

„Sicherlich! Das ist ein herrlicher Ballon!“

„Aber dieses Körbchen da drunten sieht nicht sehr fest aus.“

„Das ist sicher fest genug. Glauben Sie denn, daß man nicht genau studiert hat, ob man es zum Nachen gebrauchen könnte.“

„Ja, aber es sieht doch ein wenig leicht aus.“

„Wollten Sie, daß es aus Bausteinen wäre . . . Gehen wir darauf los! . . .“

„Man muß?“

„Ja, wenn wir aufsteigen wollen . . . glauben Sie, daß der Ballon uns holen wird? Kommen Sie doch . . . er steigt schon . . . Nun, wollen Sie nicht?“

„Mein Pantalon geniert mich doch ein wenig . . . aber viele Leute können nicht in diesem Korb sitzen.“

„Seien Sie ruhig, man nimmt nicht mehr ein, als Platz haben. . . . Kommen Sie, Papa Droguin, wollen Sie sich jetzt zurückziehen?“

„Ich zurückziehen? . . . Das wäre!“

Herr Droguin, welcher jetzt nicht daran denkt, sich zu ärgern, daß Pigeonnier ihn Papa nennt, geht schnell auf den Ballon zu, aber er sieht wie ein Opferlamm aus, das man zur Schlachtbank führt.

Die Herren bezahlen ihre Plätze und gehen auf den Nachen los, in welchem schon sieben Herren und eine Dame sitzen.

„Nehmen Sie Platz, meine Herren. Wir werden bald aufsteigen,“ sagt der Luftschifffahrer, welcher die Reisenden begleitet.

„Ich glaube, es ist kein Platz mehr,“ sagt Droguin.

„Oh, bitte meine Herren, vierzehn Personen haben Platz darin . . . Nun, meine Herren, steigen Sie ein!“

Winkelzüge machen war hier unmöglich. Droguin steigt ein, einen Herrn auf den Fuß tretend, Pigeonnier folgt ihm schnell.

Der Schweizer schaut sich bestürzt und verwirrt um. Er klammert sich an den Arm seines Gefährten und murmelt:

„Man sitzt hier nicht fest . . . Die Erde bewegt sich."

„Aber Sie sind nicht mehr auf der Erde, da Sie im Nachen sitzen."

„Das ist wahr, wir hätten uns nicht in diese Schnüre hinein wagen sollen."

„Wie, Papa Droguin, haben Sie Furcht?"

„Furcht? . . . das wäre . . . aber es fällt mir ein, daß ich unvorsichtig gewesen, mein Haus Boulard anzuvertrauen."

Noch ein Herr steigt ein. Der Luftschifffahrer nimmt Platz und sagt:

„Nun, meine Herren, setzen wir uns, die Reise geht los."

„Setzen wir uns, Papa Droguin."

„Wohin? Ich sehe keinen Platz."

„Da ist ja einer, neben den schönen Herrn mit den Kotelettes. Ich wette, das ist ein Engländer."

„Weil er Kotelettes trägt?"

„Nein, weil er sagt: God dam!"

„Aber ich sage auch bisweilen: God dam! wenn ich im Zorn bin, und bin doch kein Engländer."

„Setzen Sie sich, meine Herren."

Pigeonnier setzt seinen Freund neben den vermeintlichen Engländer und sich neben ihn. Der Ballon steigt in die Luft.

Die Dame, welche auch im Nachen ist, stößt einen kleinen Freudenschrei aus:

„Ach, wie schön ist es, so aufgehoben zu werden!"

„Das geht zu schnell," sagt ein junger Mann.

„Ich, ich werde mir Flügel machen lassen," bemerkt der Engländer, „und werde schneller in die Luft steigen, als diese große Maschine."

„Nehmen Sie sich in acht, Mylord. Viele haben sich Flügel machen lassen und versucht, in die Luft zu schweben. Keinem ist es bisher gelungen und einige haben den Tod gefunden."

„Oh, ich werde anders fliegen als die andern."

Sobald der Ballon angefangen hat zu steigen, ist Herr Droguin grün und gelb geworden und stottert:

„Das hat eine eigentümliche Wirkung! das verursacht mir Übelkeiten!"

Pigeonnier ist immer lustig und ruft aus:

„Blicken Sie doch hinaus, man sieht ganz Paris unter sich!"

Die Reisenden lachen über diesen Witz, während Droguin für einen Augenblick den Kopf hinaussteckt, aber ihn auch gleich umdreht und sagt:

„Mir wird übel, Kondukteur, halten Sie an. Ich will aussteigen.“

Alle fangen an zu lachen und die Dame sagt:

„Der Herr glaubt, er sitzt im Omnibus.“

„Mein lieber Droguin, im Ballon wie auf der Eisenbahn hält man nur auf den Stationen an. Aber ich fürchte, daß es wenig Stationen für den Luftballon giebt.“

„Der Kopf schwindelt mir, Pigeonnier, ich werde fallen.“

„Es ist keine Gefahr.“

„Ja, ja, diese Leere macht mir weh.“

„Schließen Sie die Augen.“

„Ich wäre fähig, mich hinauszustürzen.“

„Ich werde Sie zurückhalten.“

„Nein, dann lassen Sie mich auf dem Bauch in dieser Schaukel liegen.“

„Welch' ein Einfall! Sie werden Ihren schönen Anzug verderben.“

Aber Droguin hört nichts. Er rollt auf den Boden des Nachens und legt sich auf den Bauch.

„Was will der Herr an unsern Füßen suchen?“ fragt der Engländer.

„Beachten Sie ihn nicht weiter, meine Herren. Mein Freund ist ein Original. Er will geologische Beobachtungen machen.“

„Eine hübsche Manier, mit dem Ballon aufzusteigen,“ bemerkt die Dame.

„Ihr Freund ist betrunken,“ sagt ein anderer, ihn mit dem Fuße stoßend.“

Der Schweizer, welcher gefühlt, daß ein Fuß sich auf seinen Rücken setzt, macht eine Bewegung, um zurückzuweichen. Diese Bewegung verursacht einen starken Krach, als ob ein Stoff zerreißt.

„Ach, der Ballon platzt,“ schreit die Dame.

„Wir werden alle zu grunde gehen,“ bemerkt ein alter Herr.

„Nein, nein, die Herrschaften können sich beruhigen. Der Ballon hat nicht gekracht, sondern das Pantalon meines Freundes. Es saß ihm sehr eng, und als er sich umdrehte, Sie verstehen ... ich fürchte, der Riß ist bedeutend ... Rühren Sie sich nicht, Papa Droguin, sonst könnten Sie die Augen der Mitreisenden, und besonders die der Dame, die mit uns im Nachen sitzt, beleidigen ... überdies ist Ihr Kleid zu kurz ... ich werde Ihre Rockschöße beobachten, daß sie sich nicht zu weit hinaufziehen.“

Herr Droguin antwortet nur durch ein dumpfes Stöhnen. Der Engländer bemerkt:

„Es ist das erste Mal, daß ich so im Ballon aufsteige . . . es ist vielleicht sehr angenehm . . . ich habe Lust, mich auf den Bauch des dicken Herrn auszustrecken."

„Bitte, Mylord, thun Sie das nicht," sagt die Dame, „dann wissen wir nicht mehr, wo wir unsere Füße lassen sollen."

„Pigeonnier, Pigeonnier," murmelt der Schweizer, „werden wir bis zur Sonne hinaufsteigen?"

„Nein, ich denke nicht, daß wir so weit gehen werden . . . ich glaube sogar, daß wir nicht mehr steigen . . . Oh, die schöne Aussicht, lieber Freund, die schöne Aussicht! Wenn Sie wüßten, was Sie verlören, würden Sie bald Ihre horizontale Lage aufgeben."

„Ach, wenn ein Vogel vorbeiflöge würde ich ihn schießen, ich habe einen Revolver bei mir."

„Vom Ballon aus zu schießen, erscheint mir sehr unvorsichtig," bemerkt ein Reisender, „die Kugel kann schief gehen und sie könnte den Ballon und uns verletzen."

„Ich will hinaus! . . . ich will hinaus! . . ." schreit Droguin mit vor Schrecken veränderter Stimme.

„Sei zufrieden," entgegnet Pigeonnier, ich glaube, wir haben unsere halbe Stunde gemacht, denn wir steigen hinunter . . . Ach, wie die Zeit schnell in der Luft vergeht!"

„Zum Teufel, mir ist sie sehr lang geworden!"

## IX.

# Das Gespenst.

Der Ballon ist herabgestiegen, der Nachen berührt die Erde, jeder eilt, hinauszusteigen. Aber Pipeonnier sagt zu Droguin:

„Beeilen Sie sich nicht, steigen Sie langsam, mit Vorsicht aus! . . . Sie werden etwas bemerken."

„Was, bin ich verwundet?"

„Nicht Sie, aber Ihr Pantalon."

Droguin steht auf, schaut sich um und stößt einen Ausruf des Schreckens aus, als er die fast totale Auflösung des Pantalons bemerkt. Er ist verdutzt und wagt nicht, sich zu rühren. Er sieht Pipeonnier an, der lacht, während Droguin stottert:

„Ach, mein Gott, es ist unmöglich, daß ich mich so auf der Straße sehen lasse."

„Ja, Sie zeigen sich zu sehr."

„Was soll aus mir werden? Ja, wenn es Abend wäre."

„Hören Sie, bleiben Sie im Nachen, nehmen Sie Ihre horizontale Lage wieder ein und steigen Sie bis zum Abend hinauf, dann können Sie es wagen."

„Ich soll fortwährend hinaufsteigen. Nein, danke. Ihr Rat ist gut! Nein, ich muß nach Hause zurückkehren . . . es giebt noch eine Möglichkeit, mich herauszuwickeln. Pipeonnier, mein lieber Freund, leihen Sie mir Ihren Überrock. Er ist sehr lang, sehr weit, er wird mein Pantalon vollkommen verbergen."

„Ah, jetzt werden Sie meinen Überrock nicht mehr lächerlich finden. Ich trage keinen Groll, ich will ihn Ihnen leihen. Dann leihen Sie mir Ihren Rock."

„Meinen Rock? Warum? Ich werde Ihren Überrock überziehen."

„Das ist sehr reizend. Auf Ehre, Papa Droguin, ich finde Sie reizend, dann soll ich in Hemdsärmeln gehen."

„Ach, das ist wahr, Verzeihung, ich dachte nicht daran. Ich werde Ihnen meinen Rock, meinen eleganten Rock geben, Sie werden ihn in acht nehmen, Pipeonnier."

„Beeilen Sie sich doch. Man hat mir schon Zeichen gemacht, aus den Korb herauszusteigen."

Der Tausch geht vor sich, Droguin zieht seinen Rock aus, zieht den Überrock an, den er sorgfältig zuknöpft. Pipeonnier zieht den schönen Rock an, der ihm zu weit ist, aber in welchem er sich brüstet.

Die Herren entfernen sich aus dem Hippodrome. Der Schweizer macht kleine Schritte, damit seine Rockschöße nicht zu sehr fliegen. Pipeonnier lacht, spielt den Eleganten und sagt, seinen Freund, mit den Blicken messend:

„Lieber Freund, schreiben Sie doch Ihre Eindrücke aus dem Ballon auf."

„Ihr mouquantes Aussehen, Pipeonnier könnte mich aufbringen. Ich fühlte mich unwohl. Ich befand mich nicht gut. Das ist nicht meine Schuld. Ich mußte mich in den Nachen ausstrecken, ich fürchtete, schwindelig zu werden und auf die Gesellschaft zu fallen. Was ist dabei so lächerlich?"

„Nichts, durchaus nichts, nur die Figur, die Sie in meinem Überrock haben. Wenn Sie glauben, daß Sie gut aussehen in meinem Rock . . . Wollen Sie, daß jeder wiedernimmt, was ihm gehört, ich bin es zufrieden."

„Pipeonnier, Sie mißbrauchen meine Lage."

„Lassen Sie mich doch über Sie lachen. Ich habe doch Ursache dazu."

Wenn diese Herren in ihr Viertel kommen, werden die Nachbarn, die sie kennen und die sie haben fortgehen sehen, mit Staunen sagen:

„Das ist seltsam, erst war Herr Droguin in einem Rock, er stolzierte sogar darin und Pipeonnier trug einen Überrock, jetzt ist der Schweizer in einem Überrock gehüllt und Pipeonnier im Rock, was soll das heißen . . . Wir haben uns ohne Zweifel geirrt . . . durchaus nicht, man sieht genau, daß Pipeonnier einen Rock des Herrn Droguin trägt, er tanzt darin."

Der Schweizer, welcher bemerkt, daß man ihn beobachtet und lacht, eilt auf seine Wohnung zu. Als er sich dem Hause nähert, sieht er da eine große Menge versammelt. Man spricht lebhaft,

die Nachbarn sind an den Fenstern, ein Polizist ist sogar unter dieser Menge und eine Droschke hält da.

• „Oh, mein Gott, was ist denn da geschehen," ruft Droguin aus.

„Sicherlich passiert etwas außerordentliches," sagt Pipeonnier.

„Die Leute sind natürlich nicht umsonst zusammengelaufen."

Die Ursache dieses Lärms und Wirrwarrs war nur die Folge des Auftrages, den Droguin am Tage vorher Beaulard gegeben, und welchen dieser auf das strengste befolgt hatte.

Der gefühlvolle Floricourt hatte sich weinend und seufzend zu der Schwester, der alten Virginie Mariné, welche er für tot hielt, Frau Mitonneau, einer zarten Dame von sechzig Jahren begeben. Diese hatte wohl von der Krankheit ihrer Schwester gehört, sich aber nicht die Mühe genommen, zu ihr zu gehen, weil ihr die schlechte Luft, die man gewöhnlich im Krankenzimmer einatmet, unangenehm ist.

Als sie Floricourt kommen sah, der eine Nase hatte, so rot wie Runkelrüben, sagte sie ihm:

„Mein Freund, Sie müssen den Stockschnupfen haben."

Floricourt stieß einen solchen Seufzer aus, der drei Lichter ausgelöscht haben könnte und stotterte:

„Ach, es handelt sich nicht um mich! Ach, wenn ich mit einem Schnupfen die Weltordnung ändern könnte."

„Mein Gott, Floricourt, wo wollen Sie hinaus . . . Sie haben mir eine unangenehme Nachricht mitzuteilen und wagen nicht, es zu sagen, aus Furcht, mir wehe zu thun . . . gestehen Sie es!"

„Teure Freundin, Sie lesen sehr gut die Gesichter, daß es schwer ist, Ihnen etwas zu verbergen . . . ich möchte Umschweife machen."

„Nein, keine Umschweife! Gehen Sie gerade auf das Ziel los . . . absichtliches Verschweigen macht mich ungeduldig. Ich wette, es handelt sich um meine Schwester."

„Das letzte Mal, daß Sie sie gesehen, befand sie sich sehr schlecht! . . . nicht wahr?"

„Ach, ach . . ."

„Sie ist tot, nicht wahr?"

„Das wagte ich nicht, zu gestehen. Aber ich sehe, daß Sie diesen Schlag ertragen können."

„Mein Freund, ich vermute es. Wenn man etwas vermutet,

so hat ja das Eintreffen der Sache keine Wirkung auf uns . . . Arme Schwester! . . . Wann ist sie gestorben?"

„Man hat sie schon begraben, wie mir scheint."

„Wissen Sie etwas von ihren letzten Augenblicken? . . . nicht viel . . . das würde nur weh thun . . . ein wenig."

„Ich weiß durchaus nichts. Der Pförtner hat mir in sehr roher Weise ihr Hinscheiden mitgeteilt, das hat mich ergriffen. Ich bin wie vom Blitz getroffen fortgegangen . . . ich habe den Pförtner nichts gefragt."

„Haben Sie Luise, das Mädchen meiner Schwester, nicht gesehen?"

„Ich habe niemanden gesehen. Ich bin fortgegangen. Ich wollte Sie vorbereiten."

„Mich vorbereiten? Mich vorbereiten? Darum handelt es sich nicht. Ich bin die Erbin meiner Schwester . . . hat man alles versiegelt?"

„Ich kann es Ihnen nicht sagen . . . ich bin so fortgekommen, um . . ."

„Um mich vorzubereiten? Sie haben es mir gesagt. Ich habe kein besonderes Vertrauen in diese Luise. Sie ist ein leichtsinniges Mädchen, welche auszugehen liebt. Ich muß wissen, was bei meiner Schwester vorgeht, ich muß von allem Besitz nehmen, was ihr gehört, Sie werden mich begleiten, Floricourt."

„Wünschen Sie, daß wir sofort gehen?"

„Oh, nein . . . gestern begraben . . . die Luft muß noch schlecht sein . . . morgen ist früh genug, morgen holen Sie mich zwischen drei und vier Uhr ab. Versehen Sie sich mit Pestessig, ich werde auch Kampfer und starke Parfüms zu mir stecken. Wir könnten auch eine Flasche Chlor mitnehmen, das kann niemals schaden. Meine arme Schwester . . . das letzte Mal, als ich sie gesehen, fühlte sie sich sehr schlecht."

„Ich habe das nicht bemerkt."

„Morgen muß ich hin. Ich werde mir die Nase voll Tabak stecken. Rauchen Sie, Floricourt?"

„Oh, nie, Madame Mitonneau."

„Morgen versuchen Sie doch, eine Cigarre zu rauchen. Sie werden sie anzünden, bevor Sie zu meiner Schwester gehen. Cigarrenrauch vertreibt schlechte Luft."

„Aber Madame, da ich nie in meinen Leben geraucht, könnte ich eine Cigarre nicht vertragen. Ich habe es sogar nie versucht."

„Nun, von heute bis morgen müssen Sie sich daran gewöhnen . . . rauchen Sie eine Cigarre zu Hause. Bereiten Sie sich vor, mein Freund. Und morgen versehen Sie sich mit einer großen Cigarre, Sie würden mir Vergnügen machen. Also morgen zwischen drei und vier Uhr."

Der gefühlvolle Florincourt ist von diesem Auftrage nicht entzückt, doch kauft er sich einige Cigarretten, geht in seine Wohnung, fängt an zu rauchen, aber hustet, spuckt, empfindet Schwindel und Übelkeit, dann wirft er seine Cigarre mit den Worten fort:

„Morgen werde ich mir eine ungeheure Cigarre in den Mund stecken, aber ich werde sie nicht rauchen. Frau Mitonneau wird eine Cigarre zwischen meinen Lippen sehen und sie wird zufrieden sein."

Am folgenden Tage holt Florincourt Virginies Schwester zur festgesetzten Stunde ab. Man läßt einen Wagen holen und fährt nach der Straße du Bac.

Frau Mitonneau hat Kampfer, Chlor und Fläschchen mit Salzen und Essenzen bei sich, sie hätte jedermann damit ersticken können."

„Wo ist Ihre Cigarre!" fragt sie sogleich ihren Kavalier.

Florincourt hat eine prächtige Havanna im Munde und sie bittet ihn, sie anzuzünden, sobald sie aus dem Wagen steigen. Sie kommen an, während Frau Mitonneau ihren Rock glatt macht, thut Florincourt, als ob er seine Cigarre anzünde.

Frau Mitonneau nähert sich der Wohnung des Schweizers und eine kolossale Gestalt erblickend, sagt sie:

„Wir wollen zu meiner verstorbenen Schwester, Frau Mariné, ich denke, daß das Mädchen oben ist."

Der Restaurateur, der fest eingeschlafen war, antwortet nur mit einem Schnarchen.

„Ich glaube, man schläft," sagt die Dame.

„Das scheint mir auch so," entgegnet Florincourt.

„Das thut nichts. Wir bedürfen seiner nicht, um zu Virginie zu gehen, vorausgesetzt, daß das Mädchen da ist."

Das Mädchen war nicht da, sondern wie so häufig in der Nachbarschaft, aber sie hat den Schlüssel in der Thür stecken lassen.

Frau Mariné wohnte im dritten Stock. Sie steigen die erste Treppe schnell hinauf, die zweite langsamer, auf der dritten bleiben sie mehre male stehen.

„Ich fühle mich sehr bewegt," sagt Frau Mitonneau.

„Ich auch, schöne Frau.“

„Aber ich rieche noch nicht Ihre Cigarre.“

„Sie ist noch nicht in Brand.“

Sie langen im dritten Stock an, Frau Mitonneau blickt auf die Thür; der Schlüssel steckt darin.

„Wie nachlässig ist diese Luise! Man soll niemals die Schlüssel stecken lassen, man wird bestohlen.“

„Die Dienerin ist vielleicht ausgegangen.“

„Sie wäre es im stande . . . treten wir ein!“

Frau Marinés Wohnung bestand aus einer langen Zimmerflucht; zuerst trat man in ein kleines Vorzimmer, dann in das Speisezimmer, dann in den Salon und zuletzt in Frau Marinés Schlafzimmer. Die Küche war etwas höher gelegen.

Frau Mitonneau geht ins Vorzimmer und ruft:

„Luise, sind Sie da?“

Keine Antwort.

„Sie scheint nicht da zu sein,“ sagt Florincourt.

„Das sind gute Dienstboten, so die Wohnung ihrer verstorbenen Herrin zu verlassen . . . Gehen wir weiter.“

Sie treten in den Speisesaal, da bleiben sie einen Augenblick. Frau Mitonneau holt einen Flacon hervor und hält es unter die Nase.

„Hier riecht es . . . bemerken Sie, Florincourt.“

„Nein, ich rieche nichts.“

„Und Ihre Cigarre? Warum rauchen Sie nicht?“

„Ich esse sie, statt zu rauchen.“

„Sie sind ein schlechter Raucher.“

„Ich hatte es Ihnen vorhergesagt.“

„Nun gehen wir in den Salon. Ich weiß nicht, was ich habe, ich bin ganz bewegt.“

„Auch ich. Alles erinnert mich hier . . .“

„Oh, das ist es. Nicht der Geruch . . .“

Sie kommen im Salon an. Die roten Vorhänge sind sorgsam geschlossen, wodurch das Zimmer ziemlich dunkel erscheint.

Florincourt fühlt sich nicht behaglich. Virginies Schwester schaut sich nach allen Seiten um und sagt:

„Ich sehe hier keine Veränderung. Aber welch’ ein Einfall, die Vorhänge zu schließen. Man kann ja kaum sehen.“

„Wollen Sie nicht ins Schlafzimmer der Verstorbenen gehen?“

„Wir müssen es, da hat sie ihren Sekretär, ihr Geld.“

„Da ist es noch dunkler, als hier. Die Vorhänge sind nicht zurückgezogen, man sieht es durch die halb offene Thür."

„Wir werden sie aufziehen."

„Aber was haben Sie, Florincourt, Sie sehen ja ganz bestürzt aus? Haben Sie nicht zu viel Rauch hinuntergeschluckt?"

„Nein, das ist es nicht . . . aber Ihre arme Schwester, es scheint mir, ich sehe sie noch."

„Meine Schwester ist tot und begraben . . . Seien Sie Philosoph, Florincourt, folgen Sie mir, ziehen Sie die Vorhänge zurück."

Bei diesen Worten stößt Frau Mitonneau die Thür des Schlafzimmers auf, wohin Florincourt ihr zitternd folgt. Sie stürzt auf den Sekretär zu, der neben den Alkoven steht, aber kaum hat sie einige Schritte gethan, als ein Kopf sich vom Kissen hebt und in böser Laune fragt:

„Wer ist denn da?"

Frau Miteonneau stößt einen Schrei aus, Florincourt zwei, und beide stürzen, so schnell sie können zur Thür hinaus. In ihrer Eile stolpert sie dann gegen ihren Gefährten, welcher zur Erde fällt, während sie wie eine Seiltänzerin über ihn springt und ausruft:

„Meine Schwester kommt zurück. Ihr Geist ist im Alkoven, sie hat mich mit schrecklichen Augen angeblickt."

„Ja, ich habe ihre Stimme erkannt," sagte Florincourt, der sich wieder aufgerichtet und ihr folgt.

Auf der Treppe angekommen, stürzen sie beide, immer vier Stufen zugleich nehmend, die Treppen hinunter, weil sie sich von einem Gespenst verfolgt glauben. Auf ihr Geschrei stürzen die Hausbewohner heraus, sich nach der Ursache dieses Lärms zu erkundigen, aber man vernimmt nur unzusammenhängende Worte.

Indessen hat ein altes Mädchen die Worte verstanden:

„Im dritten Stock ist ein Gespenst," und sie eilt, es den Nachbarn mitzuteilen. Am hellen Tage glaubt man nicht recht an Gespenster, aber das Wunderbare hat immer seinen Reiz und von allen Seiten eilt man herbei, um zu erfahren, welcher Art das Gespenst ist, das ein altes Paar so erschreckt hat, daß die Dame unwohl beim Schweizer angelangt ist und Florincourt irgendwo hingegangen ist.

In diesem Augenblick kehren Droguin und Pipeonnier zurück. Der Schweizer stößt die Menge, die ihm den Weg versperrt, zurück, tritt in seine Wohnung und findet Beaulard damit be-

schäftigt, Frau Mitonneau mit Wein zu besprengen, den er für Essig gehalten.

„Was giebt es, Beaulard? Was ist im Hause vorgefallen! Wer ist diese Frau, die Sie in meiner Wohnung begießen? Das ist Wein . . ."

„Auf Ehrenwort, ich habe geglaubt, es wäre Essig."

„Es war nur noch ein Rest, weil ich in den letzten Tagen Bier getrunken."

„Diese Dame hat ein Gespenst im dritten Stock, im Bett ihrer Schwester, die man vorgestern begraben, gesehen."

„Was erzählen Sie da? Man hat vorgestern meine Mieterin aus dem dritten Stock begraben? Wer sagt das?"

„Diese Dame."

„Diese Dame ist verrückt."

„Und ein alter Herr, der bei ihr war, der so erschreckt war, daß er mich um den Schlüssel . . . gebeten."

„Die haben alle ihren Kopf verloren . . . Pipeonnier, was haben Sie denn zu lachen?"

„Ich? nichts . . . nur in Erinnerung . . ."

Frau Mitonneau kommt indessen wieder zu sich, Florincourt erscheint, sich den Bauch haltend, auch Fräulein Luise, das Mädchen der Frau Mariné stürzt eilig herbei und ruft:

„Wer behauptet, daß in dem Bett meiner Herrin ein Gespenst wäre . . . ein Phantom, ein Gespenst . . . was für dummes Geschwätz."

„Fräulein, werden Sie nicht frech! Meine Schwester, Frau Mariné, die vor drei Tagen gestorben und ist wieder erschienen, ich habe sie in ihrem Alkoven gesehen . . . ich habe sie gesehen . . . Sie ist also sehr schlecht begraben."

„Meine Herrin Frau Mariné ist vor drei Tagen gestorben . . . wer hat Ihnen die Geschichte erzählt? Meine Herrin denkt nicht ans Sterben, im Gegenteil, es geht ihr weit besser. Ich habe ihr eben ein gebratenes Hühnchen gekauft, wovon sie ein wenig zu Mittag essen will," setzt die Dienerin hinzu, Frau Mitonneau das gebratene Huhn unter die Nase haltend.

Diese stößt es zurück, steht zornig auf, sucht Florincourt mit den Augen, der lieber dahin zurückkehren möchte, wo er hergekommen und sagt ihm:

„Mein Herr, Sie erlauben sich einen schlechten Scherz mit mir . . . Sie haben mir erzählt, daß meine Schwester gestorben,

da sie sich im Gegenteil besser fühlt. Wenn Sie Witze machen wollen, so war es ein sehr schlechter Witz."

„Hochverehrte Dame, ich versichere Sie"

„Nun fahren wir fort, steigen wir wieder in den Wagen, denn alle diese Leute haben einen Geruch an sich, den ich nicht bestimmen kann."

„Wollen die gnädige Frau nicht hinaufkommen, Ihre Schwester zu sehen?"

„Es ist nicht wert, da es ihr besser geht und sie Hühnerbraten ißt . . . Mein Gott, womit hat er mir die Schläfe begossen? Was rieche ich?"

Die Dame steigt mit ihrem Kavalier in den Wagen.

„Ah, was haben Sie für einen eigentümlichen Geruch an sich!"

---

X.

# Julian und Adeline.

Der junge Julian weiß, daß sein Vater im Ballon aufgestiegen ist. Er kennt aber nicht die Ereignisse, die mit dieser Luftschifffahrt in Verbindung stehen, sein Vater hat es nicht für nötig gefunden, sie ihm mitzuteilen, denjenigen, welche den Schweizer nach den empfundenen Eindrücken fragen, antwortet er:

„Das ist sehr schön! das ist prächtig! ... aber um sich wohl darin zu fühlen, muß man Matrose sein, ich bin seekrank gewesen."

Julian verlangt nicht mehr zu erfahren. Er weiß nur, daß sein Vater ihm versprochen, den Pförtner im Hotel Villagier aufzusuchen, sobald er seine Luftreise gemacht.

Da dieser Wunsch befriedigt ist, hofft er, daß sein Vater sein Versprechen halten wird. Inzwischen wollte er mit Adelinen plaudern, sie auf diesen Besuch vorbereiten und horchen, ob ihr Vater ihre Sache begünstigt.

Aber es ist schwer, diese kleine Näherin anzutreffen, welche genau den Befehl des Vaters beachtend, nicht mehr auf der Straße oder im Thorweg stehen bleibt, um mit ihm zu plaudern.

Ungeduldig die zu sehen, die er liebt und zu wissen, ob er seiner Liebe sicher ist, sagt Julian eines Tags:

„Aber ich kann doch einmal herumgehen und Herrn Robertin guten Tag sagen. Er hat mich ja immer freundlich aufgenommen. Ich habe sogar schuld, mich nicht öfter nach seinem Befinden zu erkundigen. Adeline arbeitet immer bei ihrem Vater, ich kann ihr freilich nichts besonderes sagen, aber ich kann sie doch sehen, und das ist schon etwas."

Der Zufall ist Julian günstig. Als er im Hotel Villagier erscheint, ist die kleine Adeline allein. Sie errötet, als sie Julian kommen sieht, welche stotternd in der Thür stehen bleibt.

„Verzeihung, Fräulein, ist Herr Robertin nicht da?"

„Nein, mein Herr, wollen Sie ihn sprechen?"

„Ach nein, ich komme nur, mich nach seinem Befinden . . . und dem Ihrigen zu erkundigen."

„Sie sind sehr gütig, treten Sie doch ein, mein Herr und setzen Sie sich, mein Vater wird gleich kommen, er ist im Hause."

„Ah, er ist im Hause."

Julian tritt ein, setzt sich Adelinen gegenüber und blickt sie an, wie man jemanden ansieht, den man liebt und den man nur selten sehen kann, es ist wie ein großer Appetit, den man befriedigen muß; man verschlingt mit den Augen diejenige, welche man lange nicht gesehen.

Adeline fährt fort zu arbeiten, wenigstens thut sie so, sticht sich aber sehr häufig in den Finger. Während einiger Augenblicke sitzen diese beiden Verliebten sich einander schweigend gegenüber ... aber es ist gerade so, als ob sie sprächen.

Endlich ergreift Adeline das Wort.

„Sie haben vielleicht Eile, Herr Julian, ich könnte meinen Vater rufen."

„Ich eilig? wenn ich bei Ihnen bin? Ach, Fräulein Adeline, Sie wissen sehr wohl, daß das mein größtes Glück ist . . . aber seit einiger Zeit scheinen Sie mir aus dem Wege zu gehen, wenn ich Ihnen auf der Straße begegne, wollen Sie nicht einen Augenblick verweilen."

„Mein Vater hat es mir verboten, weil es immer böse Menschen giebt, welche das Einfachste schlecht auslegen."

„Hat Ihr Vater nicht ein wenig Achtung für mich?"

„Oh gewiß, mein Vater hält viel von Ihnen . . . er hat Sie häufig gelobt."

„In der That! Wenn Sie wüßten, welches Vergnügen mir das macht, Fräulein. Aber ich will es Ihnen nicht länger verbergen, mein Vater soll bald der Ihrige werden."

„Aber wie, Herr Julian?"

„Sie erraten es nicht?

Nun, mein Vater will zu dem Ihrigen kommen und ihn fragen, ob er einwilligen will, daß Sie meine Frau werden . . . Ich, Fräulein Adeline, sollte Sie zuerst fragen, ob Sie meine Frau werden wollen."

Das junge Mädchen lächelt und schaut ihn mit so süßen Blicken an, daß Julian ihre Hand ergreift, sie zärtlich drückt und ausruft:

„Ja, ja, Sie wollen es . . . dann werde ich meinem Vater

sagen, schnell den Ihrigen aufzusuchen. Man sollte sich immer beeilen, glücklich zu sein."

„In diesem Falle wird unsere Hochzeit schnell vollzogen werden, ich bin gewiß, daß mein Vater nichts dagegen haben wird."

Aber plötzlich verschwindet Julians Freude. Er erinnert sich der Bedingungen, die sein Vater an seine Verbindung mit Robertins Tochter geknüpft hat. Droguin verlangt eine Ausstattung! Er willigt nicht ein, wenn Adeline nicht fünf- bis sechstausend Franken zu bieten hat.

Bei Adelinens Anblick hatte der junge Verliebte alles vergessen. Jetzt erinnert er sich plötzlich der Worte seines Vaters, und seine Freude verstummt.

Adeline bemerkt die Veränderung in seinen Zügen und sagt:

„Was haben Sie, mein Freund? Etwas scheint Sie jetzt zu betrüben . . . Sehen Sie ein Hindernis?"

„Ein Hindernis? Oh nein! In jedem Fall nicht auf meiner Seite."

„Auch nicht auf meiner."

„Aber Sie wissen, die Eltern haben oft eine andere Manier, eine Sache anzusehen."

„Ja freilich, sie haben Erfahrung, sie wollen uns leiten."

„Trotzdem dürfen ihre Berechnungen unser Glück nicht verhindern. Wenn man jung ist und die Arbeit liebt, braucht man die Zukunft nicht zu fürchten."

„Oh, durchaus nicht."

Julian wußte nicht, wie er sich verständlich machen, wie er Adeline fragen sollte, ob sie eine Aussteuer hätte. Er kehrt die Frage um, indem er sagt:

„Warten Sie, Fräulein, ich muß Ihnen etwas gestehen. Ich habe kein Geld, um mich zu verheiraten."

„In der That, ich auch nicht, Herr Julian. So sehen Sie, daß wir sehr gut zu einander passen."

Julian beißt sich auf die Lippen und sagt:

„Das ist wahr, wir hätten uns nichts vorzuwerfen."

„Und doch sagte ich mir, im Gegenteil, Herr Robertin kann seiner Tochter eine Aussteuer geben, und er wird mich nicht zum Schwiegersohn wollen, da ich nur eine Stellung und die Hoffnung, vorwärts zu kommen, habe."

„Nein, nein, seien Sie ruhig. Mein Vater wird mir keine Aussteuer geben. Wenn das alles ist, was Sie beunruhigt, so fürchten Sie nichts."

„Aber Sie behaupten da etwas, was Sie selber nicht wissen. Ich wette, daß Sie Ihren Vater nie danach gefragt haben.“

„Nein, aber er hat mir oft, wenn er mich so angesehen hat, gesagt: Arbeite gut, meine Tochter, werde recht tüchtig, das wird die einzige Aussteuer sein, die Du dem zu bieten hast, der Dich heiraten will.“

Julians Stirn verfinsterte sich. Er seufzt und stottert:

„Ach, das hat Ihr Vater gesagt?“

„Ja, das sind seine eigenen Worte.“

„Ist es schon lange her, daß er so gesprochen?“

„Nein . . . vor vierzehn Tagen ungefähr.“

„Die Eltern sagen ihren Kindern nicht alles, was sie für sie thun wollen, um sich wirklich der Liebe ihrer Töchter zu versichern, machen sie ein Geheimnis aus der Mitgift, die sie ihnen zu geben beabsichtigen.

„Mein Vater würde nicht solche Geheimnisse vor mir haben.“

„Das ist seltsam.“

„Warum seltsam?“

„Ihr Vater hat, wie Sie behaupten, keine Geheimnisse vor Ihnen und doch . . .“

„Und doch? Sprechen Sie sich aus!“

„Und doch giebt es Dinge, die er Ihnen verbirgt. Man sagt in der Nachbarschaft, hier oben im Hause wäre ein Dachzimmer . . . in diesem Dachzimmer schließt Ihr Vater sich oft ein. Warum er es thut, weiß man nicht. Er geht allein dahin. Er erlaubt niemandem, selbst Ihnen nicht, da einzutreten, wie man mir versichert.“

„In der That, mein Vater hat mir nie erlaubt, dies Zimmer zu betreten, und wenn ich mich erboten, hinaufzugehen, es zu reinigen, hat er es ausgeschlagen und mir verboten, von dem Zimmer zu sprechen. Darin sehen Sie ein Hindernis zu unsere Verbindung?“... „Ich, Herr Julian, habe nie versucht, in die Geheimnisse meines Vaters einzudringen. Da ich ihn als einen redlichen Mann kenne, immer bereit, Unglücklichen zu helfen, habe ich ihn auch nie einer schlechten Handlung fähig gehalten. Wenn er ein Geheimnis vor mir hat, so wird er auch seine Gründe dazu haben und nach diesen Gründen zu fragen, habe ich kein Recht.“

Julian bemerkt, daß seine Fragen Adeline betrübt haben, und er beeilt sich hinzuzusetzen:

„Glauben Sie nicht, liebe Adeline, daß ich im geringsten das

Benehmen Ihres Vaters tadele oder in seine Geheimnisse eindringen will. Ich halte ihn für einen ehrenwerten Mann und mache mir nichts aus dem Gerede der bösen Zungen. Ich wünsche und verlange nichts weiter, als daß Sie meine Frau werden."

„Unglücklicherweise ist mein Vater sehr eigentümlich — sehr eigentümlich und doch so gut," sagte Adeline.

Julian schaut zum Fenster hinaus.

Von dem Innern der Wohnung aus, konnte man genau alle Vorübergehenden beobachten und jeden, der ins Haus trat, sorgfältig mustern. Während Julian mit der kleinen Adeline sprach, hatte er, ohne genau und scharf beobachtend, einen jungen Mann von eleganter Haltung, aber in bescheidener Kleidung gesehen; es ist derselbe, den wir schon bei den Bassinoires kennen gelernt haben.

Endlich hatte Julian diesen jungen Mann, der schon mehrere male vor dem Hause auf- und niedergegangen war, bemerkt. Dann war der junge Mann vor der Hausthür stehen geblieben, hatte in den Hof hineingeblickt, als ob er die Lokalität kennen lernen wollte, worüber Herr Julian einen Ausruf des Schreckens that.

„Was haben Sie, Herr Julian?" fragt das junge Mädchen.

„Während ich mit Ihnen spreche, fallen meine Blicke zufällig auf die Straße, da bemerke ich einen jungen Mann, welcher fortwährend auf- und niedergeht und das Haus von unten bis oben beobachtet, als ob er eine Untersuchung anstellen . . . oder als ob er jemandem erspähen wollte. So eben steht er vor der Hausthür . . jetzt ist er nicht mehr da . . . wenn er wiederkommt, werde ich hinausgehen und ihn fragen, was er will."

„Ein junger, kleiner, bleicher Mann, mittlerer Größe, nicht wahr?"

„Ja, Fräulein, Sie kennen ihn?"

„Ich habe ihn auch bemerkt, seit einigen Tagen ist er sehr häufig in dieser Straße gewesen und hat immer unser Haus angesehen."

Julians Stirn umwölkt sich, und mit veränderter Stimme murmelt er:

„Wenn Sie ihn bemerkt haben, wird er Sie auch gesehen haben . . . und ich begreife jetzt, warum er hier so oft vorbeigeht und hierher sieht . . . er kann Sie sehen."

„Mich — warum?"

„Warum? . . . um Sie zu sehen! . . . um zu versuchen, mit Ihnen zu sprechen, sobald Sie allein sind. Sobald er nur noch einmal unter dem Thorweg stehen bleibt, werde ich gehen, mit ihm

zu sprechen . . . er wird es mit mir zu thun haben. Ich werde ihn fragen, was er will, was er hier zu thun hat."

Julian war eifersüchtig, weil er sehr verliebt war, weil es keine wirkliche Liebe ohne Eifersucht giebt. Diejenigen, die das Gegenteil sagen, haben immer nur halb geliebt.

Die kleine Adeline ist ganz überrascht, ihren Geliebten zornesglühende Blicke auf sie schleudern zu sehen, und erschreckt ruft sie aus:

„Mein Gott, Julian, was habe ich denn gethan, daß Sie mich so ansehen?"

„Was Sie gethan haben? Sie haben sich von diesem Herrn ansehen lassen . . ."

„Erstens ist es nicht meine Schuld, wenn dieser Herr hier vorbeigeht, mich zu sehen."

„Ja, es ist immer die Schuld der Frau, wenn man sie ansieht."

„Ich bin sicher, daß dieser junge Mann nicht an mich denkt, daß er nicht, um mich zu sehen, hierherkommt."

„Ich glaube aber nicht, daß ein Herr hierher geht, um die Mauern eines alten Hauses anzusehen."

Adeline überlegt einen Augenblick, dann entgegnet sie:

„Sie haben recht, Herr Juilan, dieser Herr muß einen andern Beweggrund haben. Jetzt glaube ich, auch zu wissen, warum er ohne Aufhören, seine Blicke auf das Haus richtet."

„Erst jetzt erraten Sie! Sie haben das häufige Kommen des Herrn bemerkt und mir nichts davon gesagt . . . Pfui, Fräulein, das ist garstig! . . . Sie haben also auch Geheimnisse? Sie sind geschmeichelt, wenn ein Fremder, ein Mann, den niemand kennt, sich in Sie verliebt!"

„Mein Gott, wie ungerecht sind Sie! . . . argwöhnisch zu sein! . . . zu glauben, daß ich an einen andern denke! . . . an den da! . . . Das ist sehr schlecht, daß Sie mir das sagen."

Die Augen des jungen Mädchens füllen sich mit Thränen. Julian schämt sich, seiner Eifersucht nachgegeben zu haben, aber Adeline fährt schluchzend fort:

„Um meinetwillen geht dieser Herr hier nicht vorbei . . . aber seit einigen Monaten haben wir in dem zweiten Stock nach vorne zwei Damen, Tante und Nichte, als Mieterinnen. Die Tante ist alt, aber ihre Nichte, Fräulein Adrienne, ist jung und sehr hübsch. Glauben Sie nicht, mein Herr, daß diese Dame nicht auch ihre Verehrer hat und daß sie nicht verdient, daß man versucht, sie am

Fenster zu erblicken . . . und mir sagen Sie, ich hätte Geheimnisse," sagt Adeline schluchzend, „als ob ich es verhindern könnte, daß man sich . . . verliebt."

Adeline weint, und Julian, dessen Verdacht verschwunden ist, sobald er erfahren, daß noch ein junges hübsches Fräulein im zweiten Stock wohnt, fällt Adelinen zu Füßen, bittet sie, ihm zu verzeihen, verspricht, nie wieder an ihr zu zweifeln.

Streitigkeiten zwischen Liebenden endigen immer sehr schnell, wenn man auf beiden Seiten liebt.

Adeline verzeiht und Julian entfernt sich, versprechend, der Geliebten nie wieder Kummer zu verursachen, nie wieder eifersüchtig zu sein.

Vergebliche Schwüre! nutzlose Versprechungen! die Eifersucht ist unheilbar.

## XI.

# Fräulein Iphigenie.

Droguin beschäftigt seinen Bohner, der seine Wohnung bürstet und verschönert. Indem dieser noch bohnt, sagt er:

„Ihr Fräulein Tochter ist heute früher aufgestanden, wir werden ihr Zimmer sofort fertig machen . . . das ist bequemer."

„Meine Tochter wird sie nicht stören," entgegnete der Schweizer, seinen neuen Rock prüfend, um zu sehen, ob Pipeonnier keine Flecke darauf gemacht, „Iphigenie schläft hier nicht mehr."

„Ah, Ihr Fräulein Tochter hat anderwärts geschlafen! sie ist die Nacht auf einem Ball gewesen?"

„Das nicht. Iphigenie hat jetzt eine neue Schülerin in Argenteuil, einem prächtigen Landhause, wo man glücklich ist, sie zu haben, so glücklich, daß man sie bisweilen acht Tage lang dort behält . . . was sehr günstig für sie ist, da ihre Schülerin Eselsmilch trinkt, und meine Tochter, die eine schwache Brust hat, auch von derselben Eselin Milch trinkt . . . Das ist ein reiches Haus, wo man sich nichts abgehen läßt . . . man hat Esel den ganzen Tag, und man fährt und reitet da auch in der Umgegend spazieren."

„Iphigenie muß oft dahin gehen, sie liebt Pferde!"

„Aber wenn es ein Esel ist!"

„Das thut nichts, es ist fast ebenso, als wenn sie auf dem Pferde ritt."

„Das ist sehr angenehm . . . meine Frau zieht eine Ziege vor."

„Wozu?"

„Um Milch zu haben."

„Ah, pfui! . . . Ziegenmilch hat einen entschieden wilden Geschmack."

„Meine Frau trinkt sie nicht."

„Was thut sie denn damit?"

„Sie macht Käse daraus.“

„Das müssen erbärmliche Käse werden.“

„Oh, das ist feiner Käse.“

„Um auf meine Tochter zurückzukommen, sie hat mir sagen lassen, daß sie noch einige Tage auf dem Lande bleiben würde . . . Sie hat ihre schönsten Kleider und ihren Schmuck mitgenommen . . . weil man dort viele Gäste empfängt, Gesellschaften giebt . . .“

„Ha, da kommt der Briefträger!“

„Ein Brief für Sie, Herr Droguin!“

„Für welchen Mieter?“

„Ich sage Ihnen ja, er ist für Sie!“

„Für mich? Wer kann mir schreiben?“

„Geben Sie mir dreißig Centimes, damit ich abgefertigt bin.“

„Wie? . . . dreißig Centimes . . . man hat den Brief nicht frei gemacht?“

„Nein, durchaus nicht.“

„Das ist ein sehr unverständiges Benehmen? . . . Dreißig Centimes! und für mich? von wem kommt er?“

„Aus Boulogne.“

„Aus Boulogne? Und dafür soll ich dreißig Centimes zahlen?“

„Ich sage Ihnen aus Boulogne sur Mer.“

„Ah, das ist merkwürdig, ich kenne da niemanden. Ich nehme den Brief nicht an.“

„Wie Sie wollen.“

Der Bohner sagt:

„Man thut bisweilen unrecht, einen Brief, der von weitem kommt, zu verweigern . . . Es ist vielleicht eine wichtige Nachricht, eine Erbschaft, die Sie nicht erwarten. Hat man auch keine Verwandten, so vermachen einem Freunde bisweilen etwas.“

„Sie haben recht, Bohner, wegen dreißig Centimes muß man kein Glück zurückstoßen.“

„Holla! Briefträger! Gehen Sie nicht so schnell!“

„Was wollen Sie von mir?“

„Geben Sie mir den Brief!“

„Es macht Mühe, Sie zu einen Entschluß zu bringen . . . Wollen Sie oder wollen Sie nicht?“

„Ich sage ja, daß ich ihn nehme. Da sind dreißig Centimes.“

„Was machen diese Briefträger für Umstände! das macht, es sind Gelehrte!“

Droguin öffnet den Brief, sieht nach der Unterschrift und ruft aus:

„Halt, der ist von meiner Tochter! . . . wie gut, daß ich den Brief genommen!“

„Von Ihrer Tochter? Und der Brief kommt aus Boulogne sur Mer? So ist also Ihre Tochter nicht mehr in Argenteuil?“

„In der That, das ist seltsam! Sollten die Esel sie so weit geführt haben? . . . Ich werde erfahren, wie es zugeht.“

„Hören Sie doch diesen Stil, Bohner! man liest Sachen in den Journalen, die nicht des Drucks verdienten, wie dies hier!“

„Meine jüngste schreibt auch sehr gut, aber das da ist Mittelschrift.“

„Ich spreche nicht von der Schönheit der Schrift . . . sapperlot! verstehen Sie mich doch, ich spreche von den Gedanken, den Ideen, welche diese Schrift enthalten.“

„Ah, das ist etwas anderes, ich verstehe!“

„Mein lieber und sehr liebenswürdiger Vater!“

„He, der Anfang ist schon gut. Eine andere würde ganz trocken gesagt haben: ‚Mein lieber Vater,‘ oder auch ‚Väterchen‘ was sehr gewöhnlich ist. Aber meine Iphigenie schreibt: Mein lieber und liebenswürdiger Vater!“

„Ich fahre fort:“

„Seien Sie nicht überrascht, daß ich in Boulogne sur Mer und nicht in Argenteuil bin, die Eselsmilch genügte nicht mehr für Fräulein von Filenville, man hat ihr Meerbäder verordnet, und da meine Gesundheit ebensowenig gut ist, wie die Fräuleins von Filenville, so hat sie mir gesagt:“

„Kommen Sie mit mir nach Boulogne sur Mer, wir können uns beide in derselben Wanne baden . . .“

„Wenn diese Damen sich im Meere baden, ist die Wanne allerdings sehr groß.“

„Bohner, Sie verstehen nicht die elegante Manier, sich auszudrücken. Wie glücklich für meine Tochter dieselbe Brust wie ihre Schülerin zu haben. Sie braucht ganz dieselbe Kur.“

„Nun ich fahre fort:“

„Es ist also möglich, daß wir hier beide lange bleiben, und selbst, wenn die Ärzte eine fortgesetzte Kur in England nötig finden, kann es wahrscheinlich sein, daß ich Fräulein von Filenville auch dorthin begleite, aber in jedem Fall werde ich Dir dann Plum-Pudding schicken.“

„Liebes Kind! Plum-Pudding, das ist die einzige englische Leckerei, die ich liebe.“

„Adieu, mein lieber Vater!“

„Hier hat sie nicht liebenswürdig geschrieben, aber da es oben steht, soll es auch für unten gelten.“

„Beunruhige Dich meinetwegen nicht, ich werde Dir nicht oft schreiben, denn meine Zeit wird mit den Bädern daraufgehen.

Deine geliebte Iphigenie.“

„In der That schön gesagt. Es thut mir weh, ihrer Anwesenheit so lange beraubt zu sein, aber andererseits bin ich stolz, eine Tochter zu haben, welche mit der Familie eines Banquiers reist.“

„Mir würde es durchaus nicht passen, wenn meine Töchter ohne ihre Mutter nach St. Cloud gehen würden. Adieu, Herr Droguin.“

„Dieser Bohner ist kein kluger Mann,“ sagt der Schweizer zu sich, „er läßt seine Töchter im Hause verkümmern, er läßt sie nie ohne die Mutter ausgehen. Er versteht den Fortschritt nicht, er ist in Vorurteilen befangen.“

Droguin hält den Brief seiner Tochter noch in der Hand, als sein Sohn eintritt.

„Ah, da bist Du! Julian! Du kommst zu rechter Zeit. Ich habe soeben einen reizenden Brief von Deiner Schwester erhalten. Iphigenie ist im Meer in Boulogne mit Fräulein von Filenville, sie nehmen dort Meerbäder für ihre Gesundheit . . . Deine Schwester wird, wie mir scheint, in dieser Familie wie ein Kind des Hauses gehalten; das kann sehr weit führen . . . Nun, statt entzückt zu sein, runzelst Du die Stirn, scheinst Du unzufrieden . . .“

„Wirklich, mein Vater es betrübt mich, daß man Dich fort und fort betrügt,“ antwortete der junge Mann, auf einen Stuhl sich sinken lassend. „Ich wollte Dir noch verbergen, was ich über Deine Tochter wußte, ich wollte Dir keinen Kummer machen, ich wollte Dir Deine Täuschungen nicht nehmen . . . aber Du mußt endlich die Wahrheit wissen.“

„Die Wahrheit? . . . gewiß will ich sie wissen, warum zögerst Du, sie mir zu sagen? Glaubst Du, daß es mir an Mut gebricht! Mein Sohn, einem Manne, der im Ballon aufgestiegen ist, kann man alles sagen . . .“

„Nun, mein Vater, Deine Tochter ist nicht mit Fräulein von Filenville nach Boulogne sur Mer gegangen, sondern sie hat sich von einem gewissen Gonsalve de Ravinette, einem schlechten Menschen,

einem Schwindler, der ihr schon lange den Hof gemacht, mit dem sie ins Theater gegangen, während sie Dir sagte, sie wäre mit ihrer Schülerin da gewesen, entführen lassen."

Bei dieser Offenbarung ist Herr Droguin einen Augenblick wie vernichtet.

Bald darauf aber faßt er sich wieder und sagt:

„Was erzählst Du mir da? Herr von Ravinette! Das ist ein vornehmer Mann!"

„Das ist ein Schurke, welcher soeben zwei redliche Kaufleute betrogen, der genötigt gewesen, Paris zu verlassen, weil er sich nicht mehr auf der Börse sehen lassen dürfte, und fürchten müßte, durchgehauen zu werden."

„Herr Graf oder Marquis von Ravinette hatte Stockprügel zu fürchten."

„Er ist ebensowenig Graf oder Marquis wie ich, er gab sich nur diesen Titel, um Dummköpfen oder Leichtgläubigen Sand in die Augen zu streuen."

„Aber, wenn dieser Herr in Deine Schwester verliebt ist, so entführt er sie doch nur, um sie zu heiraten. Sie deutet an, daß sie vielleicht nach England gehen werden . . . Sie wollen sich wahrscheinlich von diesem Schmied verheiraten lassen, der die Paare, die zu ihm kommen, so leicht zusammen giebt . . ."

„Dieser Gonsalbe wird meine Schwester nicht heiraten, er wird sie verführen, und sie eines schönen morgens verlassen, wie seines gleichen es immer mit solchen Frauen machen, die dumm und schwach genug sind, ihnen zu glauben . . ."

„Iphigenie ist weder schwach noch dumm, sie wird sich nicht anführen lassen!"

„Ach, mein Vater, ich wünsche es, aber ich teile Deine Hoffnung nicht."

„Ist das übrigens alles wahr und alles erwiesen, was Du mir da sagst . . . man spricht soviel . . ."

„Geh zu Herrn Banquier von Filenville, Straße d'Antin, dann wirst Du erfahren, daß seine Tochter in Paris ist, daß sie sogar sehr selten nach Argenteuil fährt."

Der Schweizer antwortet nichts mehr, er blickt unzufrieden drein. Nach einer Pause stillen Schweigens beginnt Julian schüchtern:

„Dürft ich jetzt wagen, Dich zu bitten, Dich ein wenig mit meinen Angelegenheiten zu beschäftigen?"

„Wer hindert Dich daran. Sprich!"

„Ich habe Dir schon von meiner Liebe zu Fräulein Adeline Robertin gesprochen . . . von dem Wunsch, sie zu heiraten . . .“

„Ach, Du denkst noch immer daran?“

„Mein Vater, ich gehöre nicht zu den jungen Leuten, welche alle Frauen lieben, welche nur Eroberungen machen, sich zerstreuen wollen . . . für mich ist die Liebe eine ernste Sache. Die Frau, welche ich liebe, soll meine treue Gefährtin sein, weil ich sie achte, und einmal ihr Mann geworden, werde ich mich mit ihrer Liebe begnügen, und keine andere begehren.“

„Das ist etwas anderes, mein Sohn, wenn Deine Gefühle der Art sind . . . Es giebt schließlich Herzen von allerlei Arten:

„Aber Du hattest mir versprochen, zu Adelines Vater zu gehen . . . mit ihm über diese Sache zu sprechen . . .“

„Das ist wahr! . . . ja diese Ballongeschichte hat mir das aus dem Kopfe gebracht.“

„Nun, wann wirst Du zu Robertin gehen?“

„Morgen . . . ja morgen, während die Aufwärterin hier ist, werde ich zu dem Nachbar gehen.“

„Du versprichst es mir?“

„Bei meiner Schweizerehre!“

Julian ist fortgegangen.

Droguin ist allein geblieben und denkt über das, was er über seine Tochter Iphigenie gehört, nach; trotz des Wunsches, sie nicht strafbar zu finden, trotz aller Beweggründe, die er zu ihrer Entschuldigung hervorsucht, sagt er sich doch schließlich:

„Der Bohner hat vielleicht recht, seine Töchter nicht ohne ihre Mutter nach St. Cloud gehen zu lassen.“

---

## XII.

## Der Schweizer bei dem Pförtner.

Droguin hält Wort. Am andern Morgen begiebt er sich in die Wohnung des Pförtners des alten Hotel Villagier.

Adeline saß mit ihrer Näherei bei dem Vater, als sie Julians Vater kommen sieht, faltet sie, die Ursache seines Besuchs ahnend, schnell ihre Arbeit zusammen und steht mit der Bemerkung auf, daß sie zu einer ihrer Kundin gehen wolle.

Robertin, etwas erstaunt, den benachbarten Pförtner bei sich zu sehen, bietet ihm einen Stuhl an.

„Setzen Sie sich, Herr Droguin. Was verschafft mir das Vergnügen, Sie bei mir zu sehen?"

„Ich will es Ihnen sagen, Herr Robertin; ich bin sehr froh, daß Ihre Tochter fortgegangen ist, denn ihretwegen komme ich ... Zum Teufel, Ihre Wohnung ist als Wohnung eines alten Hotels nicht schön genug."

„Ich finde sie gut und ausreichend."

„Sie ist groß, das ist wahr, aber sie ist nicht hübsch, nicht behaglich. Man baut jetzt anders ... da sollten Sie meine Wohnung sehen, das ist das Boudoir einer Dame!"

„Ich habe nie geglaubt, daß ein Pförtner in einem Boudoir wohnen müsse.

„Nun, andere Zeiten, andere Sitten — sagt, ich weiß nicht genau welcher lateinischer Schriftsteller."

„Können Sie Latein, Herr Droguin?"

„Nein, das nicht gerade, aber ich habe einen Sohn, welcher Lust hat, es zu lernen. Weil wir bei meinem Sohn sind, lassen Sie sich sagen, weshalb ich gekommen. Sie kennen Julian? Er ist ein ordentlicher Junge, er arbeitet mit Eifer, er ist ein wahrer Schanzengräber!"

„Ich liebe und achte Ihren Herrn Sohn, ich weiß, daß man nur Gutes von ihm spricht . . .“

„Ja, er ist vielleicht zu gut. Er könnte entwickeltere Ideen haben, er hat nicht genug Ehrgeiz.“

„Ich finde ihn sehr gut, so wie er ist.“

„Nun, um zum Ziel zu kommen, ich wollte Ihnen nur sagen, daß mein Sohn bis über die Ohren in Ihre Tochter verliebt ist.“

„Nun, mein Herr?“

„Nun, das läßt sich erraten. Mein Sohn könnte sicherlich eine ausgezeichnete Partie machen . . . könnte eine Frau finden, die einen kleinen Laden, einen hübschen Handel hat, aber mein Sohn ist es zufrieden, Ihre kleine Adeline zu heiraten.“

„Ist es zufrieden? . . . Wirklich, mein Herr, Sie sind nicht sehr höflich . . . Sie scheinen das zu vergessen, worauf die Männer am meisten Gewicht legen. Meine Adeline ist verständig, redlich, nicht kokett, sie zieht die Arbeit dem Vergnügen vor . . . Ich spreche nicht von ihren Reizen. Die Schönheit vergeht, die Tugend besteht, und Sie sagen, daß Ihr Sohn zufrieden ist . . . Ah, mein Herr, viele Männer mit reichen Erbinnen verheiratet, würden sich glücklich schätzen, eine Frau zu besitzen, wie meine Adeline es ist.“

„Mein Gott, regen Sie sich doch nicht auf, Herr Robertin, ich habe gar nicht die Absicht, Ihre Tochter zu verachten . . . Aber eine Heirat ist eine Geschäftssache, ich spreche mit Ihnen als Vater, der ein Geschäft für seinen Sohn abmacht. Kurz, Julian wünscht diese Heirat . . . und ich habe nichts dagegen . . . ich habe nur eine Bedingung gemacht, und die ist im Interesse der zukünftigen Wirtschaft. Julian hat noch keine Ersparnisse gemacht. Ich habe für die Erziehung meiner Tochter Iphigenie alles weggegeben . . . sie spielt Klavier wie Paganini! . . . ich glaube, daß er ein bedeutender Pianist war . . . Da man doch etwas zu Anfang haben muß, möchte ich wissen, wieviel Sie Ihrer Tochter mitgeben werden.“

„Herr Droguin, ich begreife Ihre Frage, sie ist ganz natürlich. Sie wünschen, daß die Frau Ihres Sohnes eine Aussteuer hat, ich kann diesen Wunsch nicht übel nehmen. Aber trotz des Vergnügens, Julian zum Schwiegersohn zu bekommen, muß ich Ihnen mit Bedauern sagen, daß ich ihr auch nicht die kleinste Aussteuer geben kann.“

„Keine Aussteuer? . . . Wie? nicht einmal die Kleinigkeit von fünf bis sechstausend Franken?“

„Durchaus nichts.“

Droguin lehnt sich in seinen Stuhl zurück, nimmt Tabak, runzelt die Stirn, schaukelt einige Zeit schweigend hin und her, dann murmelt er:

„Das ist sehr wunderbar."

„Warum wunderbar?"

„Weil Sie hier doch wie der Herr schalten und walten. Mein Haus gilt freilich mehr als das Ihrige, Sie haben wenig Mieter, das ist Ihre Schuld, denn ein Drittel der Mieter lassen Sie aus unbegreiflichen Gründen gehen. — Zum Beispiel Ihre erste Etage ist immer leer! . . . warum steht sie leer? Es sind, ich weiß nicht, wie viel Leute gekommen, Sie haben sie alle fortgeschickt, aus welchen Gründen?"

Robertin, verletzt durch diese Reden, antwortet trocken:

„Mein Herr, ich handle nach meiner Pflicht . . . das geht niemanden etwas an."

„Potztausend! . . . Sie haben einen sehr gefälligen Wirt! . . . Es ist wahr, man hat diesen Wirt nie gesehen! . . . Aber wenn er sein altes Hotel zu besuchen käme, würde er, wie ich glaube, mit seinem Pförtner nicht sehr zufrieden sein . . . Man kann sich nicht wundern, daß Sie kein Geld haben! Sie verweigern Mieter, und was für Mieter! — man erzählt, und das muß man wohl glauben, daß Sie Geld haben . . . aber Sie ziehen vor, es zu behalten und nicht Ihre Tochter auszustatten! Sie können thun, was Sie wollen, mein Herr, ich kann es nicht hindern . . . Jeder hat seinen Geschmack, seine Laune . . . es giebt Leute, welche ihr Geld zu ihren Vergnügen ausgeben und nicht daran denken, andern gefällig zu sein."

Robertin antwortet lächelnd:

„Da mein Vergnügen sich nur darauf beschränkt, in meiner Wohnung zu leben und nicht umherzulaufen, scheint es mir wenig kostbar."

„Das kommt darauf an, mein Herr, auch im eigenen Hause kann man Ausgaben haben Zum Beispiel Ihre Leidenschaft, alle Zeitungen, welche erscheinen, zu lesen. Sobald eine neue erscheint, muß Ihre Tochter gehen und sie kaufen, das läuft ins Geld, wenn man alles lesen will, was erscheint!"

„Erstens habe ich als Pförtner dieses Hauses keine Schwierigkeit, die Zeitungen zu lesen, auf welche meine Mieter abonniert sind, denn diese stehen spät auf und die Zeitungen kommen früh an."

„Das genügt Ihnen aber noch nicht . . . Sie kaufen noch andere und bezahlen diese mit Ihrem eigenen Gelde.“

„Ja, mein Herr, ich bedarf dessen.“

„Sie wollen also stets auch davon unterrichtet sein, was in den auswärtigen Regierungen geschieht. Sie beschäftigen sich also mit Politik, Herr Robertin?“

„Nein, mein Herr, davor behüte mich Gott! — Ich habe mich niemals mit Politik beschäftigt, denn sie bringt Zwietracht unter die Menschen, sobald sie in einer Vereinigung erscheint, vertreibt der Zwiespalt das Vergnügen. Ich beschäftige mich nicht mit Politik, weil ich der Freund eines Mannes bleiben will, der eine andere Meinung haben könnte als ich, und ich denke nicht daran, seine ändern zu wollen; also wenn wir von Politik sprechen würden, wären wir die längste Zeit Freunde gewesen. — Mit einem Wort, ich beschäftige mich nicht mit Politik, weil ich bemerkt, daß sie dem Menschen ihre Liebenswürdigkeit, ihre Güte, ihre Heiterkeit nimmt.“

„Zum Teufel, mein Herr, Sie sprechen ungezwungen! Sollen die Menschen wie Gimpel leben, ohne den Grund ihrer Steuern zu kennen?“

„Bitte, Herr Droguin, genug über diesen Gegenstand.“

„Wenn die Politik Sie nicht interessiert, warum lesen Sie denn die Zeitungen mit solchem Heißhunger!“

„Das ist meine Sache, mein Herr, und ich räume niemandem das Recht ein, mich darnach zu fragen.“

Droguin läßt ein dumpfes Murren vernehmen, beobachtet für einige Zeit Stillschweigen, dann hebt er wieder an:

„Wenn Sie sich nicht mit Politik beschäftigen, so hat Ihr Vater sich umsomehr damit beschäftigt . . . und . . . zur Schreckenszeit hat er Sachen gethan . . . hm . . . Sachen . . . die ihm keine Ehre machen. Der Marquis von Villagier, der frühere Besitzer dieses Hauses, war der Wohlthäter Ihres Vaters gewesen — so wenigstens sagt man — er hatte ihn verheiratet, ihn ausgestattet — hatte ihm eine Stelle gegeben — und aus Dankbarkeit hat Ihr Vater ihn festnehmen — ihn aufs Schaffot führen lassen — hm! das ist ein gemeiner Charakter!“

Robertin, dessen Züge sich bei diesen Worten immer mehr und mehr verdüstert haben, kann sich nicht länger bemeistern und ruft aus:

„Schweigen Sie, mein Herr, schweigen Sie! . . . Sie haben nicht das Recht, meinen Vater anzuklagen! . . . Was beweist

Ihnen, daß er gethan, was Sie soeben gesagt haben . . . daß er seinen Wohlthäter verraten, angegeben hat! — Ach, diese Worte, die so lange um mein Ohr gesummt haben, will ich nicht länger hören . . . Wenn mein Vater zu seinen Lebzeiten Gründe hatte, sie zu ertragen, so habe ich deren nicht! . . . Ich will nicht, daß man sein Andenken durch Lügen und Verleumdungen beschmutzt! . . . Ich wiederhole Ihnen, mein Herr, ich will es nicht mehr!"

„Mein Gott, Herr Robertin, ich sage nur, was ich gehört habe . . . ich habe es nicht erfunden. Jedermann weiß, daß Ihr Vater zur Schreckenszeit eine Jacobinerjacke, eine Bärenmütze mit Fuchsschwanz getragen hat, daß er überdies noch einen langen Säbel hinter sich herschleppen hatte und jeder vor ihm zitterte!"

„Weil er eine Jacobinerjacke und eine Bärenmütze getragen, hat man geschlossen, daß er seinen Wohlthäter angezeigt hat?"

„Zum Teufel, wenn er sich nicht gerühmt, so hat er es wenigstens glauben lassen!"

Robertin öffnet den Mund, als ob er etwas sagen wollte . . . aber er schweigt, fühlt sich nur mit der Hand über die Stirn und murmelt:

„Mein armer Vater! wieviel Geduld und Mut hast Du gehabt! . . . Ah, wenn ich nicht geschworen, das Geheimnis zu bewahren . . . aber ich muß ihm gehorchen, meinen Eid halten!"

„Welchen Eid? . . . Welchen Eid?"

„Das geht Sie nichts an, mein Herr. Das sind meine Angelegenheiten. Es paßt mir nicht, sie jedermann zu erzählen."

„Es paßt Ihnen nicht? . . . Das ist bald gesagt, mein Herr, aber wenn man die Absicht hat, seinen Sohn in eine Familie eintreten zu lassen, so ist der Wunsch so natürlich zu wissen, ob diese Familie unserer Verbindung würdig ist oder nicht."

„Ich glaube nicht, daß die meinige je vor der Ihrigen zu erröten hätte. Was hätten Sie an meiner Tochter oder mir zu tadeln?"

„Ihre Tochter! . . . nicht im geringsten, ich lasse allen ihren Eigenschaften Gerechtigkeit widerfahren; sie ist sehr sanft, sie arbeitet ohne Aufhören . . . ihre Kleider sind vielleicht nicht nach der letzten Mode . . . aber das ist Geschmacksache! . . . was der einen gefällt, mißfällt oft der anderen . . . Im ganzen genommen wird Adeline gewiß eine vorzügliche Hausfrau werden, wenn sie ihrem Manne eine kleine Aussteuer zum Anfang mitbringt."

„Ich habe Ihnen schon gesagt, mein Herr, und ich muß es

zu meinem Bedauern wiederholen, daß meine Tochter ihrem Zukünftigen nicht die geringste Ausstattung mitbringen kann."

„Sie haben es mir gesagt, aber ich, ich glaube Ihnen nicht, weil Sie ein Geheimniskrämer sind . . . Denken Sie doch nach, Herr Robertin, werden Sie in dem kleinen Dachstübchen dieses alten Hotels, wohin Sie sich so oft zurückziehen, und wohin Ihnen niemand folgen darf, werden Sie da nicht einen kleinen Zehrpfennig, ein Säckchen mit Franken finden, das Sie Ihrer Tochter mitgeben könnten."

Robertin macht Zeichen der Ungeduld, erhebt sich, geht mit großen Schritten in seiner Wohnung hin und her und murmelt:

„Immer dieselben Fragen! . . . dieselben Reden! . . . Man darf in seinem eigenen Hause nichts thun, was die Nachbarn nicht erspähen! . . . Die Welt besteht also fort und fort aus Neugierigen, Bösen und Dummköpfen! . . . statt sich mit ihren eigenen Angelegenheiten zu beschäftigen, verbringen sie ihre Zeit mit dem, was andere machen!"

„Erlauben Sie, Herr Robertin, Sie sprechen von Dummköpfen! Ich hoffe, Sie meinen nicht mich!"

„Nehmen Sie es, wie Sie wollen, mein Herr! . . . Ich spreche von denjenigen, die meine geheimsten Handlungen beobachten und die mich mit ihren dummen Fragen langweilen."

Droguin steht wütend auf und ruft aus:

„Mein Herr! wissen Sie also, daß man in einem solchen Ton nicht mit einem Schweizer spricht, der in einem Luftballon aufgestiegen ist . . . Da dem so ist, kann von einer Verbindung zwischen uns nicht die Rede sein! . . . Mein Sohn wird Ihre Tochter nicht heiraten!"

„Um so schlimmer für Ihren Sohn, er wird eine Gefährtin verlieren, die sein Glück ausgemacht hätte."

„Er wird andere finden, mein Herr, die größere oder kleinere Aussteuern haben! . . . und Väter, die ihre Zeit nicht in geheimnisvollen Zimmern verbringen, wo Sie vielleicht Geliebte unterhalten! . . ."

Robertin kann sich bei dieser neuen Vermutung des Lachens nicht enthalten, er zuckt die Schultern und entgegnet:

„Ich gestehe, daß ich das nicht erwartet hätte, Herr Droguin! Sie haben seltsame Ideen!"

„Oh, scherzen wir nicht! . . . Das ist alles schon dagewesen, das ist alles schon dagewesen! . . . Es giebt Männer, welche Frauen einsperren, . . . aus Furcht, daß sie ihnen untreu werden;

das ist sogar eine geschickte Manier, sich ihrer Treue zu versichern. Wenn meine Frau noch lebte, hätte ich ihr gesagt: In meiner Abwesenheit verläßt Du nicht das Haus! . . . Das würde dasselbe sein, als wenn ich sie einschlösse!"

„Ah, die Frauen, die muß man einschließen wie eine angeschnittene Torte, wenn man nicht will, daß irgend jemand sie anrührt."

„Adieu also, Herr Robertin, viel Vergnügen auf Ihrer Dachstube! . . . Verbringen Sie dort Ihre Zeit. Ich werde in meine schöne Wohnung gehen, welche ich nicht hätte verlassen sollen, um hierherzukommen! . . . Ich grüße Sie!"

Der grobe Schweizer ist gegangen. Robertin sieht ihm nach, indem er sagt:

„Wie böse sind doch die Menschen! In allem, was man im Geheimen thut, sehen und vermuten sie etwas Böses; der Gedanke, etwas Gutes zu vermuten, kommt ihnen niemals."

---

XIII.

## Der Zeichenlehrer.

Sobald Adeline zurückkommt, sucht sie in den Augen ihres Vaters das Resultat seiner Unterhaltung mit dem Schweizer Droguin zu lesen.

Robertin läßt sie nicht lange im Zweifel, er nimmt die Hände seiner Tochter in die seinigen, und sie zärtlich drückend, sagt er ihr:

„Arme Kleine, ich dachte, ich wollte Dich glücklich machen mit demjenigen, den Du liebst, ich weiß, Du liebst Julian, er ist ein braver und guter Junge! . . . ich hätte mit Freuden in diese Heirat eingewilligt, aber der Vater Julians verlangt eine Aussteuer, Deine Tugenden, Deine Eigenschaften genügen ihm nicht . . . das ist ein Mann, der nur das Geld kennt, und da Du das nicht hast, will er Dich nicht als Frau seines Sohnes.

Liebe Adeline, verzeihe Deinem Vater, daß er Dir keine Aussteuer geben kann . . . es ist nicht sein Fehler . . . Aber statt deren werde ich Dir einen ehrenwerten Namen hinterlassen — den Du mit Stolz tragen wirst."

Adeline umarmt ihren Vater, indem sie ausruft:

„Was habe ich Dir zu verzeihen! . . . hast Du nicht alles für mich gethan, was in Deiner Macht war! Dank Deiner bin ich nicht ohne Erziehung, Du hast mich einen Beruf lernen lassen, der mir meinen Unterhalt gewährt; es fehlt mir an nichts und ich bin vollkommen glücklich bei Dir.

Ich habe keine Aussteuer, aber ich bin sicher, daß Julian nichts darauf giebt! . . . Im Gegenteil, weil er auch nichts hat, ist er froh, daß ich nicht reicher bin, als er . . . Er hat es mir selbst gesagt."

„Ich habe die beste Meinung von Julians Ansichten, aber

sein Vater denkt anders. Übrigens ist es nur eine Frage der Zeit und wenn Julian sich nicht ändert, wird er Dich doch später heiraten."

„Ich bin gewiß, daß er seine Gesinnung nicht ändert."

Die Unterhaltung zwischen Vater und Tochter wird durch den Eintritt eines jungen Mannes unterbrochen.

Adeline kann nicht umhin zu erröten, denn sie erkennt in ihm den jungen Mann wieder, der hier seit einiger Zeit so oft vorübergegangen ist und das Hotel beobachtet hat.

Der Fremde mißt den Pförtner mit seltsamen, aber durchaus nicht wohlwollenden Blicken. Nachdem er Robertin einige Augenblicke scharf gemustert, ohne der Tochter die geringste Aufmerksamkeit zu schenken, sagt er in einem fast anmaßenden Ton:

„Ich habe einen Zettel an dem Thorwege gesehen, haben Sie eine Wohnung zu vermieten?"

Robertin, der seinerseits den jungen Mann beobachtet hat, dessen abgetragenes Kleid und erbärmliche Toilette ihn nicht als Kapitalisten erkennen lassen, antwortet:

„Ja, mein Herr, ich habe eine vollständige Wohnung in der dritten Etage im Hintergebäude zu vermieten."

„Ich brauche nur ein Zimmer, ein Zimmer würde mir genügen . . . Haben Sie eins zu vermieten?"

„Nein, mein Herr, ich vermiete niemals Zimmer in diesem Hause."

Adeline, welche Teilnahme für den Unbekannten empfindet, weil er traurig, leidend und schüchtern aussieht, sagt zu ihrem Vater:

„Wenn Du ihm mein Zimmer im dritten Stock geben wolltest, so könnte ich . . ."

„Schweig!" rief der Pförtner, seiner Tochter einen strengen Blick zuwerfend.

Dann sich an den Unbekannten wendend, fuhr er fort:

„Ich wiederhole Ihnen, daß ich kein Zimmer zu vermieten habe."

Der junge Mann beißt sich auf die Lippen, runzelt die Stirn, und zornige Blicke dem Pförtner zuwerfend, murmelt er:

„Ah, Sie sind Herr Robertin, nicht wahr?"

„Ja, mein Herr, das ist mein Name — kennen Sie mich?"

„Nein, oh nein! . . . Aber der Ruf Ihres Vaters ist bis zu mir gekommen."

„Der Ruf meines Vaters? Ich verstehe Sie nicht, mein Herr, wollen Sie mir Ihren Namen sagen?"

„Weil Sie mir das Zimmer nicht vermieten wollen, brauche ich ihn nicht zu sagen."

„Ah, Herr Saintclair!" ruft eine Stimme von der Eingangsthür her.

Es ist Fräulein Adrienne, welcher mit ihrer Tante, der Gräfin von Marsanne, von ihrem Spaziergange aus dem Garten Luxembourg zurückkommt, und den jungen Mann, der in der Thür des Pförtners steht, erkannt hat, obgleich sie sein Gesicht nicht gesehen, aber ein junges Mädchen erkennt leicht denjenigen, an den sie denkt, wenn sie auch nur dessen Ohrzipfel sieht.

Der Zeichenlehrer wendet sich um, — diese Stimme hat sein Herz getroffen — er beeilt sich die Damen zu grüßen.

Die Gräfin sagt ihm:

„Sie kommen ohne Zweifel, uns zu besuchen, Herr Saintclair. Wir haben noch heute von Ihnen gesprochen. Meine Nichte sagte: „Dieser Herr, der mir in Videy so gute Zeichenstunden gegeben, hatte versprochen, uns in Paris zu besuchen; es scheint, daß er sein Versprechen vergessen hat, oder vielleicht ist er nach unserer alten Wohnung gegangen und man hat ihm da nicht unsere neue Adresse gegeben."

„Fräulein ist sehr gütig, sich meiner erinnert zu haben. — Nach Ihrer Abreise, gnädige Frau, bin ich noch sechs Wochen in Videy geblieben, wo ich Schülerinnen gefunden . . . Auf meiner Rückreise bin ich erkrankt . . . ich mußte in einem kleinen Dorfe bleiben, wo der Barbier Arzt war und was für ein Arzt! . . . es ist nicht seine Schuld, wenn ich nicht eher zurückgekommen bin . . .

„Ich bin in dieses Haus gekommen, um zu fragen, ob ich hier ein Zimmer mieten könnte. Ich gestehe Ihnen, gnädige Frau, daß ich noch nicht wußte, daß Sie hier wohnten."

„Nun, jetzt wissen Sie es," sagte Adrienne, „und ich hoffe, daß Sie sich dessen erinnern werden . . . Oh, ich habe viel an meiner Zeichnung gearbeitet und ich möchte wissen, ob Sie damit zufrieden sind."

„Ich denke, daß der Herr mit uns hinaufkommen und sich ein wenig ausruhen wird," sagte die Gräfin.

Der junge Mann wirft einen Blick auf sein Kostüm und sagt:

„Mein Gott, ich würde es mit Vergnügen thun . . . aber ich wage es nicht in diesem Anzuge."

„Das macht nichts, Sie sind im Reiseanzug, da Sie eben angekommen . . . Sie müssen meine schöne Wohnung sehen, von welcher ich ganz entzückt bin."

Herr Saintclair wagte nicht länger Widerstand zu leisten, er steigt die Paradetreppe mit Tante und Nichte hinauf.

Adeline sieht sie hinaufgehen.

Robertin folgt dem jungen Manne mit den Augen und murmelt:

„Er hat mir gesagt, daß der Ruf meines Vaters bis zu ihm gedrungen ist . . . und bei diesen Worten schienen seine Augen vor Zorn zu glühen . . . Muß ich denn immer Leuten begegnen, die schlecht von meinem Vater denken, werde ich nicht eines Tages solchen begegnen, die ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen."

„Siehst Du, mein Vater," sagt Adeline, „dieser junge Mann, der so bleich und krank aussieht, muß doch ein vornehmer Mann sein, weil er die Damen in der zweiten Etage kennt."

„Alles, was ich weiß," entgegnete Robertin, „ist, daß er Saintclair heißt, daß er Zeichenstunden giebt, daß er, als er mit mir sprach, aussah, als ob er Händel mit mir anfangen wollte!"

„Oh, Du hast Dich getäuscht, mein Vater, Du hast doch gesehen, wie zufrieden und glücklich Fräulein Adrienne schien, ihn wiederzusehen."

„Nein, ich habe das nicht beachtet."

„Er hat gesagt, daß er nicht gewußt, daß die Damen in diesem Hause wohnten, und ich wette, daß er es gewußt; weshalb sonst ist er seit einigen Tagen in dieser Straße beständig auf und nieder gelaufen und hat nach den Fenstern dieses Hauses hinaufgesehen!"

„Dieser Herr ist hier schon seit mehreren Tagen gegangen?"

„Ja, mein Vater, ich habe ihn wohl bemerkt, und Julian . . . Julian hat diesen Herrn auch gesehen . . . Du begreifst also, daß er deshalb ein Zimmer in diesem Hause haben wollte."

„Meine Tochter, dies Haus ist kein Stelldichein für Liebende; wenn Herr Saintclair wirklich in die Nichte verliebt ist, so kann er zu den Damen gehen, welche ihn bei sich empfangen . . . Aber ich glaube kaum, daß ein Zeichenlehrer, welcher sehr arm zu sein scheint, für die Nichte der Gräfin von Marsanne eine passende Partie sein kann."

Indessen ist der Zeichenlehrer den Damen gefolgt; er steigt hinter ihnen die mit vergoldetem Geländer verzierte Treppe hinauf, aber er steigt langsam, mit Überlegung, er läßt seine Blicke nach

rechts und nach links schweifen, prüft alles: die Thüren, die Gesimse, die Nischen auf jedem Treppenabsatz, die bestimmt waren, mit Blumenvasen oder Bildsäulen geschmückt zu werden.

Er scheint alles, was er sieht, zu bewundern, sodaß die Damen vor ihm in der zweiten Etage ankommen, und die anmutige Adrienne ihm zuruft:

„Nun, Herr Saintclair, warum bleiben Sie in der ersten Etage stehen, wir wohnen in der zweiten.“

„Ich blieb nicht stehen, gnädiges Fräulein, ich bewunderte nur diese Wohnung . . . Alles ist hier schön, großartig . . . dies ist alt, edel, imposant! . . . dies flößt ein Gefühl der Ehrfurcht ein . . . Sie können nicht ahnen, was ich empfinde, wenn ich mich in diesem alten Hotel befinde.“

„Kommen Sie unsere Wohnung zu sehen! Oh! . . . sie wird Ihnen gefallen, ich bin es gewiß!“

Der junge Mann langt in der zweiten Etage an und tritt in die Wohnung der Gräfin ein. Er bewundert die großen, hohen Räume; nur aus einem derselben würde ein geschickter Baumeister heutiger Zeit eine ganze Wohnung bauen.

In dem Speisesaal haben fünfundzwanzig Personen ohne die geringste Unbequemlichkeit platz; im Salon, dessen Decke vergoldet ist, könnte man leicht zwei Spieltische aufstellen und in der Mitte noch eine Quadrille tanzen.

Die andern Zimmer entsprechen diesem. Die Verteilung ist vollkommen und die Ausgänge so geschickt angebracht, daß sie jedermann bequem sind. Es ist die Bequemlichkeit in der Pracht und nicht diese erbärmliche Bequemlichkeit, die einem in den kleinen Räumen nicht gestattet, die Beine auszustrecken, ohne das eine oder das andere Möbel umzuwerfen.

„Nun, was sagen Sie zu meiner Wohnung,“ sagt die Gräfin zu Saintclair, welcher unbeweglich vor einem weißen Marmorkamine stehen bleibt. „Sie antworten nicht?“

„Mein Gott,“ ruft Adrienne aus, „Saintclair hat die Augen voll Thränen. Leiden Sie, mein Herr?“

„Nein, Fräulein, es ist nichts,“ erwidert der junge Mann, schnell seine Thränen trocknend. „Verzeihung . . . es ist die Bewegung . . . nein, die Schwäche, eine Folge meiner Krankheit.“

„Wollen Sie etwas nehmen?“

„Danke, ich brauche nichts... es ist vorüber... Ach, Ihre Wohnung ist herrlich, gnädige Frau, ich mache Ihnen mein Kompliment.“

„Ist es nicht schön? . . . Die Miete ist nicht hoch . . . ich habe einen guten Fund gemacht . . . Und dann ist es ein gut gehaltenes und gut bewohntes Haus, der Pförtner hat acht auf alles, ich kann ihn nur loben."

„Die Wohnung in der ersten Etage ist zu vermieten," sagt Adrienne, „ich glaube, sie ist ebenso wie diese, nur noch schöner, noch reicher dekoriert. Diese bewohnte früher der Besitzer des Hotels, der Marquis von Villagier."

„Oh," sagte die Gräfin, „dieser ist zur Schreckenszeit umgekommen . . . Es war eine berühmte Familie! Aber Sie können davon nichts gehört haben, Herr Saintclair, Sie sind noch zu jung dazu."

„Verzeihen Sie, gnädige Frau, mein Vater hat mir oft von dem Marquis von Villagier gesprochen . . . er hat mir das Unglück, das diese arme Familie betroffen, erzählt . . . und ich gestehe Ihnen, gnädige Frau, daß die Erinnerung an diese Geschichte mich ebenso sehr angegriffen hat."

„Das macht Ihrem Gefühl Ehre, mein Herr."

„Wohlan, Herr Saintclair, da Sie eine Wohnung suchen, sollten Sie die im ersten Stock nehmen, Sie würden sich da sehr behaglich fühlen und wir würden Sie als Nachbar haben."

„Fräulein, Sie spotten über mich!" erwidert der junge Mann mit einem gezwungenen Lächeln. „Ein armer Zeichenlehrer wie ich kann nicht die prächtige Wohnung eines Marquis Villagier bewohnen."

„Ach, Herr, glauben Sie nicht, daß ich über Sie spotte . . . Ich spreche unüberlegt, aber ich wollte Sie nicht im geringsten verletzen . . . Kommen Sie, meine Zeichnungen anzusehen, und geben Sie mir noch einige Ratschläge zum Beweise, daß Sie nicht böse auf mich sind."

Adrienne zeigte ihm ihre Zeichnungen; indem er sie prüft, hätte der junge Mann seiner reizenden Schülerin so gern sagen mögen, daß er, seit sie Videy verlassen, nicht aufgehört hat, ihrer zu gedenken; aber die Tante bleibt fort und fort da, er hat nicht die Möglichkeit, ihr zu sagen, was er empfindet, er darf sein Herz nicht sprechen lassen.

Man muß sich mit der Sprache der Augen begnügen; Saintclairs Augen sind sehr zärtlich, sehr ausdrucksvoll und das schöne Fräulein scheint durch ihre Beredsamkeit durchaus nicht beleidigt, noch scheint sie zu bemerken, daß sie fortwährend auf die ihrigen gerichtet sind. Von Zeit zu Zeit sagt sie mit leiser Stimme:

„Jetzt haben Sie hoffentlich gesehen, wo wir wohnen ... jetzt werden Sie Paris nicht mehr verlassen ... Sie werden mich leiten ... meine Fehler verbessern.“

Und Saintclair antwortet ebenso:

„Ich würde glücklich sein, wenn ich kommen könnte ... aber um bei Ihnen zu erscheinen, mein Fräulein, müßte ich besser gekleidet sein ... ich erröte, mich heute so zu befinden.“

„Was macht das? ... Wir geben nichts auf Toilette.“

„Fräulein, es giebt Formen zu beobachten ... aber ich habe einige Pastellbilder zu machen ... ich hoffe auf bessere Tage.“

Der Besuch des jungen Zeichenlehrers dauert nicht lange.

Saintclair nimmt Abschied, dankt den Damen für ihre gütige Aufnahme, verneigt sich tief vor der Gräfin, blickt Adrienne zärtlich an, einen tiefen Seufzer ausstoßend, der sicher an seine Adresse gelangt, denn er wird ebenso beantwortet ...

Sobald der junge Mann auf dem Absatz der großen Treppe sich befindet, bleibt er stehen, statt die Stufen hinabzugehen, er muß diese Stätte fort und fort ansehen; dann eher der Neugierde, als einem geheimen Gefühl nachgebend, blickt er in die Luft und steigt langsam die dritte Treppe hinauf.

Dort angekommen, bleibt er wieder stehen. Von diesem Platz aus führt eine kleine schmale Treppe zu den Dachstuben.

Saintclair nähert sich dieser Treppe, prüft sie und will sie vielleicht ersteigen, als ein Mann plötzlich oben erscheint: es ist Robertin. Er stellt sich vor den Fremden, indem er ihn im zornigen Tone fragt:

„Wohin wollen Sie, mein Herr, und was machen Sie hier?“

Der junge Mann, durch den Ton des Pförtners durchaus nicht eingeschüchtert, entgegnet ruhig:

„Was ich hier mache? ... Sie sehen es ja, ich bewundere dieses Haus ... wo ich glaubte ... aber Sie wissen, ich komme von der Gräfin Marsanne; ich ging fort.“

„Sie gingen fort! Statt die Treppe hinunterzugehen, sind Sie hinaufgestiegen? Seltsame Manier, fortzugehen.“

„Das ist meine Zerstreutheit!“

„Aber, mein Herr, ich habe das Recht, Sie zu fragen.“

„Nein, ich räume Ihnen kein Recht ein, mich zu fragen. Ich werde Ihnen nicht antworten, Herr Robertin, und seien Sie sicher, daß ich Ihnen nichts sagen werde.“

Mit diesen Worten geht der junge Saintclair schnell die Treppe hinunter und zum Hotel hinaus.

Robertin sieht ihn sich entfernen. Er geht auch hinunter, aber langsam, in Betrachtungen versenkt.

„Warum spricht dieser Unbekannte in so strengem und gereiztem Ton mit mir? Warum ging er die Treppen hinauf? ... Was sucht er da? Saintclair? ... Diesen Namen vernehmen meine Ohren zum ersten Mal! Ach, dies ist nicht der Name, auf den ich gewartet, den ich in allen Zeitungen, in allen öffentlichen Papieren, in allen Nachrichten aus dem Auslande gesucht habe!"

---

XIV.

## Die Komödie bei dem Bäcker.

Aus der Wohnung des Herrn Bassinoire war alles ausgeflogen.

Der Tag war angebrochen, an welchem man die Komödie bei dem Bäcker spielen wollte.

Die Familie Benoîton war das erwählte Stück.

Der kleine Léander sollte Fanfan Benoîton darstellen; seine Schwester Zirzabelle sollte einen Pas tanzen, der nicht im Stück war, aber den man auf dem Theaterzettel mit dem stolzen Namen Ballet eingefügt hatte.

Frau Bassinoire, welche jeden Abend ohne Wissen ihres Mannes in die Café-Konzerte ging, hatte ihre Abwesenheit damit entschuldigt, daß sie ginge, die Rolle der Frau Benoîton einzustudieren. Als der große Tag anbrach, that sie ihr Möglichstes, ihren Mann von dem Besuch des Schauspiels bei dem Bäcker zurückzuhalten, dann würde er sehen, daß sie sich über ihn lustig gemacht, da sie überall nicht im Stück spielte.

„Mein lieber Freund," sagte die boshafte Eulalie, „Du kannst uns nicht begleiten, einer muß doch das Haus bewachen. Aber beruhige Dich, wir werden Dir einen genauen Bericht abstatten.

„Überdies verlierst Du nicht viel, das Stück wird schlecht gespielt werden, außer Léander weiß niemand seine Rolle.

„Und die Erfrischungen bestehen nur aus Roggen- und Haferbrot, woraus Du Dir nichts machst . . . da sind keine Genüsse zu haben!"

„Ha, ha, Du willst Dich über mich lustig machen," entgegnet Bassinoire, seine Mütze auf sein linkes Ohr setzend, „Du bildest Dir ein, ich soll die Wohnung bewachen und mich hier allein lang-

weilen, während meine Familie sich aufs schönste amüsiert! . . . Nein, daraus wird nichts! . . . Ich bin der erste, der zu dem Bäcker geht!"

„Du wirst gehen! . . . das ist bald gesagt! . . . Wer wird aber das Haus bewachen?"

„Ich habe einen gefunden, der mich vertreten wird. Frau Trottin aus der vierten Etage wird uns diesen Dienst erweisen."

„Frau Trottin? . . . diese alte, dumme Frau! . . . die sich eingeschlossen hat, weil sie mich singen hörte: Das ist der Säbel meines Vaters!"

„Gerade die!"

„Die Thür wird gut bewacht sein! . . . die Alte, die fast blind ist, wird nicht sehen, ob jemand ins Haus hinein- oder hinausgeht."

„Das ist mir gleich!"

„Wenn Diebe kommen!"

„Was sollen die in einem Hause stehlen, wo kein einziger Mieter seine Miete zahlen kann! . . . Ganz gleich! Ich sage Dir, daß ich die Aufführung der Komödie sehen will. Man soll nicht sagen, daß meiner Frau Beifall geklatscht wird, ohne daß ich dabei bin, zu beobachten, ob alles in schicklicher Weise verläuft. Umarmt Dich jemand in Deiner Rolle?"

„Nein, niemand . . . umarmt mich."

„Das ist gut, hätte Dich jemand umarmt, hätte ich gepfiffen."

Eulalie entgegnet nichts, sie denkt darüber nach, was sie erfinden soll, um sich aus der Verlegenheit zu ziehen.

Am Abend macht die Familie sich so schön als möglich. Frau Bassinoire, eine sehr hübsche Frau, kleidet sich sehr koquet und pikant. Der kleine Léander, der sich zu seiner Rolle nicht weiter anzukleiden braucht, prangt in einem neuen Matrosenanzug.

Fräulein Zirzabelle trägt einen blauseidenen Rock, der mit einer orange-gelben Polonaise nicht sehr harmoniert, da der Rock aber sehr kurz, die Polonaise hingegen sehr lang ist, bemerkt man es nicht weiter.

Der Anzug des Pförtners macht einen sehr düstern Eindruck, er trägt einen dunkel-olivengrünen Überrock, der ihm in der Taille zu eng ist und bis auf die Fersen hinabgeht. Darunter schauen ein paar blank geputzte Schuhe hervor, um den Hals trägt er ein schwarzes Tuch . . . und den Kopf kennt der Leser schon.

Von Zeit zu Zeit sieht er seine Frau an und ruft aus:

„Weißt Du, Eulalie, daß Du wie eine Dame aus der Straße d'Antin angezogen bist!"

„Oh, durchaus nicht, mein Freund."

„Ei freilich, Du bist sehr elegant. Das steht Dir gut! Willst Du so die Frau Benoîton spielen?"

„Sicherlich, werde ich nichts verändern."

„Du wirst einen donnernden Effekt machen! . . . besonders wenn Du Dich nicht umarmen läßt!"

„Das kommt nicht im Stück vor!"

„Aber siehst Du, ich verstehe mich darauf, ich wäre fähig, auf die Bühne zu springen und denjenigen, der Dich küssen wollte, mit Faustschlägen zu regalieren."

Die Familie langt bei dem Bäcker an.

Eine zahlreiche Gesellschaft, zu groß für den Raum, war bereits versammelt, man stieß sich, man erstickte, man trat einander auf die Füße, aber das erhöhte nur noch die Freude und den Reiz des Beisammenseins.

In dem Zimmer, in welchem die Komödie aufgeführt werden sollte, hatte man eine Art Bühne angebracht, deren Vorhänge nicht wie im Theater aufgezogen, sondern zur Seite geschoben wurden. Für die Damen hatte man Bänke vor die Bühne aufgestellt. Für die Herren war kein anderer Platz, als an den Eingangsthüren zu stehen; ob sie aufeinander klettern wollten, blieb ihnen überlassen.

Der lustige Pipeonnier war natürlich auch geladen. Er hatte das Theater bauen helfen, die Bänke aufgestellt, die Lampen angezündet, man hatte ihm auch das Amt des Souffleurs übertragen wollen, da man aber weder auf der Bühne, noch hinter den Kulissen einen Platz hatte finden können, wußte man bis zu diesem Augenblick noch nicht, wo der Souffleur sich aufstellen sollte.

Sobald als Pipeonnier Frau Bassinoire bemerkt, wirft er ihr einen Blick, in welchem sowohl Spott, wie Bewunderung liegt, zu; Eulalie antwortet nur mit einem spöttischen Lächeln.

Das Theater sollte um neun Uhr anfangen, aber um zehn waren die Künstler noch nicht fertig. Frau Bassinoire, welche ihren Mann gleich beim Eintritt in die Gesellschaft verlassen, kommt nach langer Zeit mit gedankenvoller Miene zurück:

„Mein Freund, Du weißt nicht, was geschehen ist! . . . Du

wirst entzückt sein, Du, der nicht wollte, daß ich in der Komödie spielte."

„Was giebt es denn?"

„Denke Dir, der Leiter des Stückes findet, daß meine Rolle zu lang ist, daß sie den Gang des Stückes aufhält, die anderen sind auch seiner Meinung und so hat man meine Rolle herausgeworfen!"

„Was erzählst Du mir da? Man hat sie herausgeworfen."

„Ja, Frau Benoîton ist immer noch im Stück, sie hat viel zu sagen, aber jetzt hat man sie herausgeworfen."

„Das ist doch etwas stark! . . . Seit drei Wochen solltest Du vergebens Deine Zeit verloren haben, die Rolle einzustudieren, und jetzt wirft man sie auf einmal heraus! . . . das verstehe ich nicht! . . . Du hast eine großartige Toilette gemacht, um zu spielen! . . . Jetzt will ich, daß Du spielst! . . . Sage Deinen Mitspielenden, daß ich es nicht erlauben will, daß man Deine Rolle herauswirft! . . . Du begreifst nicht, daß Deine Mitspielenden es aus Eifersucht eingefädelt haben? . . . sie wollen sich nicht von Dir verdunkeln lassen."

„Aber, mein Lieber, der Leiter des Spiels . . ."

„Eulalie, gehorche Deinem Gatten! . . . Du hast länger denn einen Monat studiert, ich will, daß Du spielst, ich gehe nicht eher von hier fort."

Frau Bassinoire verläßt ihren Mann mit dem Vorsatz, nicht wieder zurückzukommen.

Der Pförtner teilt den Umstehenden den schlechten Streich, den man seiner Frau spielen will, mit, denen ist es jedoch sehr gleichgiltig, ob die Pförtnersfrau mitspielt oder nicht.

Das Beste aber ist, daß niemand das Stück kennt, das man aufführen will, also auch niemand dem betrogenen Manne sagen kann, ob Eulalie die Wahrheit gesprochen oder nicht.

Drei auf der Bühne so laut angeschlagene Schläge, daß alle Bretter erdröhnen, verkünden der Gesellschaft, daß das Schauspiel anfangen wird.

Pigeonnier sucht sich hineinzudrängen, als zwei kleine Mädchen, welche auf der letzten Bank sitzen, ihm ein Zeichen machen, sich zwischen sie zu setzen, wo sie ihm einen kleinen Platz machen werden.

Die kleinen Damen sind sehr niedlich, Pipeonnier zögert nicht, durch Stoßen und Drängen gelangt er endlich dahin, wo man ihn gern aufnehmen will, indem er sich sagt:

„Zum Soufflieren bin ich ein wenig zu weit entfernt . . . aber ich kann vollkommen gut sehen . . . überdies habe ich eine gute Stimme, statt zu sprechen, werde ich schreien; wenn sie es nicht verstehen, ist es ihre Schuld."

In Ermangelung eines Orchesters singt ein kleiner Italiener, den man dazu bestellt hat, in einem anstoßenden Zimmer: „Ach, wie schön ist doch der Hut Margeretens!" . . . dies war die Ouverture.

Ein Herr, der den Vorhang zurückgezogen, fängt an.

Die Damen, welche spielen, sind sehr gut gekleidet, aber derjenige, der die Rolle Champosé', die erste Rolle in diesem Vaudeville spielen soll, ist ein junger Bäcker, der bis auf den letzten Augenblick auf ein Stutzerkostüm wartet, das man ihm versprochen hatte.

Das Kostüm kommt nicht, da der junge Mann die Bühne gebaut, hat er nicht Zeit gehabt, sich ein anderes zu besorgen, so ist er entschlossen, in seiner Arbeitsblouse aufzutreten; man will dies dem Publikum erklären und um Nachsicht bitten, da aber niemand sich dazu entschließt, unterbleibt es.

Sobald diese Persönlichkeit in bestäubter Bäckerblouse auftritt, geht ein Gemurmel der Unzufriedenheit durch das Publikum, dem aber bald die von Mund zu Mund gehenden Worte Platz machen: „Das ist nicht seine Schuld! Man hat ihm nicht Wort gehalten! Er wartet noch auf sein Kostüm."

Das Lachen geht in Beifallsrufe über. Die Damen finden sogar, daß dies nicht stört und es der Wirkung des Stückes nicht im geringsten Eintrag thut. Einen etwas weniger guten Eindruck macht es allerdings, daß der Souffleur in einer der letzten Reihen der Zuschauer sitzt.

Wenn einer der Schauspieler stecken bleibt, ruft Pipeonnier ihm die fehlenden Worte so laut zu, daß der ganze Saal es hört . . . manchmal schreit er sogar schon los, ehe der Schauspieler auf der Bühne ist.

„Nicht so laut!" sagen einige Personen. „Uns braucht doch nicht souffliert zu werden!"

„Ihnen souffliere ich nichts zu, sondern dem Schauspieler."

„Dann nicht so laut!"

„Wie Sie wollen!"

So flüstert Pipeonnier leiser, aber dann vernimmt der Schauspieler nichts, sondern macht einen langen Hals; dann wiederholen die Damen, welche vor Pipeonnier sitzen, die Phrase, sie geht von

Bank zu Bank und langt so endlich bei dem Schauspieler an; es giebt übrigens Augenblicke, wo der ganze Saal souffliert.

Dann tritt ein Herr hinter den Kulissen hervor und bemerkt:

„Das kann nicht so weiter gehen! Wenn der ganze Saal souffliert, giebt es keine Überraschung mehr . . . das ist, als ob die ganze Welt spielte."

„Wo ist der Souffleur?"

„Hier bin ich," schreit Pigeonnier aus dem Hintergrund des Parterre.

„Wie, Herr Pipeonnier, um zu soufflieren, setzen Sie sich an das äußerste Ende des Saales?"

„Ich habe mich dahin gesetzt, wo ich Platz finden konnte."

„Sie können da nicht bleiben . . . Man würde Sie besser verstehen, wenn Sie dicht unter der Bühne säßen."

„Danke schön! die kann über mich zusammenbrechen . . . die ist nicht so fest gebaut. Wenn mehrere darauf sind, kracht es fürchterlich."

Pipeonnier ist genötigt, seinen schönen Platz zwischen den beiden kleinen niedlichen Damen aufzugeben. Er geht murrend fort, dieser Zwischenfall hat die Vorstellung unterbrochen; man macht eine Pause und der kleine Italiener singt: Der Hut Margeretens.

Endlich bemerkt man Pipeonnier auf einer Seite der Bühne, auf einem künstlerisch gemachten Stuhl. So ist er nicht weit von den Schauspielern, er beherrscht sie, sie stehen unter ihm, um ihnen ihre Phrasen zuzuflüstern, muß er seinen Kopf beugen, die Schauspieler im Gegenteil sind gezwungen, die Nasen in die Luft zu erheben, um den Souffleur zu hören und zu sehen.

„Es ist sehr unbequem, wenn der Souffleur so hoch sitzt," sagt eine der Schauspielerinnen, „ich bekomme eine Halsverrenkung, wenn ich den Kopf immerfort umdrehen muß, um in die Luft zu sehen."

„Aber es geht so sehr gut," bemerkt der erste Schauspieler, „man hört ihn so vollkommen."

„Sie finden, daß es gut ist, weil Sie, wenn Sie spielen, immer gewohnt sind, nach dem Paradies hinaufzusehen."

„Ich weiß nichts von solchen Gewohnheiten, aber ich weiß nur, daß in wirklichen Theatern viele Schauspieler, wenn sie auf der Bühne sind, immer die Augen auf die letzte Galerie gerichtet haben."

„Wahrscheinlich haben sie dort Bekannte.“

„Sind Sie bald fertig da unten,“ schreit Pipeonnier von seinem Stuhl herunter. „Sie plaudern, statt zu spielen. Aber für mich, der ich hier oben in der Luft sitze, ist es nicht sehr unterhaltend. Wenn man keinen Souffleur braucht, kann ich ja fortgehen, denn ich fühle mich hier durchaus nicht sehr sicher; um zu soufflieren, bin ich genötigt, mich aufzuhängen, es fehlt nicht viel, so falle ich auf die Bühne.“

„Fürchten Sie nichts, Pipeonnier, wir fahren fort. Fanfin Benoîton muß jetzt auf der Bühne erscheinen.“

Der kleine Leander erscheint; er spielt seine Rolle sehr gut, verfehlt kein Wort und braucht nicht die Nase aufzuheben, um nach dem Souffleur zu sehen.

Jedermann klatscht dem Kinde Beifall, sein Vater ist gerührt, eine Thräne feuchtet sein Auge und er sagt den Umstehenden:

„Das ist mein Sohn! der kleine Bursche ist für das Theater geboren! Was für ein Gedächtnis! Jetzt werden Sie gleich meine Tochter und dann meine Frau sehen: das ist die Blume!“

In der That in einem Augenblick, wo der Bäckerjunge vergessen, was er zu sagen hat und vergebens auf den Souffleur wartet, der nur damit beschäftigt ist, sich auf den Stuhl zu halten, dessen Füße fortwährend zittern, stürzt sich Fräulein Zirzabelle, welche dies für eine Pause hält, auf die Bühne und tanzt ihren spanischen Tanz, statt der Schellentrommel hält sie eine mit Schellen verzierte Kindertrommel in der Hand.

Dieser unvermutete Tanz überrascht anfangs das Publikum, welches die Fortsetzung des Stückes erwartete, aber bald ist man daran gewöhnt und da die junge Zirzabelle ihre Pirouetten unter wiederholten Fallen aufführt, applaudiert man ihr, um sie zu ermutigen.

„Es wird gehen,“ sagt Bassinoire, aber sie hat noch nicht die Gewandtheit ihres Bruders.

„Jetzt werden wir meine Frau sehen, die jeden Augenblick auftreten muß. Ich hoffe, daß man ihr wiedergegeben, was man ihr genommen . . . Ich wollte anfangs nicht, daß sie spielte, aber sie hat ihre Rolle gelernt, und so will ich nicht, daß sie umsonst studiert hat.“

Das eingeschobene Ballet hat den Schauspieler an seine Rolle erinnert. Das Stück nimmt seinen Fortgang. Da Frau Bassinoire nicht erscheint, wird ihr Mann ungeduldig und er schreit:

„Frau Benoîton! . . . Sie soll erscheinen! . . . Ich verlange Frau Benoîton!“

„Stille da unten! sagen die Schauspieler.

„Aber nein, ich will nicht schweigen! . . . meine Frau hat die Rolle der Frau Benoîton einstudiert . . . Sie soll spielen!“

Einige Personen, welche dies Stück im Vaudeville gesehen, fangen an zu lachen und sagen zu dem Pförtner:

„Man hat Ihnen etwas eingeredet, in dieser Komödie hat Frau Bassinoire überhaupt keine Rolle zu spielen; man spricht wohl oft von ihr, aber man sieht sie nie.“

Bassinoire steht ganz verdutzt, als er noch mit den Augen seine Frau sucht, um sie sogleich zu einer Erklärung ihres Benehmens herauszufordern, hört man draußen Geschrei und ein kleiner Bäckerjunge läuft ganz bestürzt herbei und schreit:

„Wo ist Herr Bassinoire! . . . eine alte Dame fragt nach ihm . . . es ist eilig! . . . es ist wegen Spitzbuben!“

„Spitzbuben!“ fragt man von allen Seiten.

„Ja, Herr Bassinoires Haus ist ganz davon angefüllt.“

Mitternacht war vorüber, da Spitzbuben um diese Zeit ihren strafbaren Beruf nachzugehen pflegen, setzt sich die ganze Gesellschaft in Bewegung; von der Komödie ist nicht mehr die Rede; selbst die Schauspieler springen von der Bühne, man stürzt in die Wohnung des Pförtners, wo man Frau Trottin auf einem Lehnstuhl hingesunken findet; mit erregter Stimme stottert sie:

„Ach, mein armer Herr Bassinoire! . . . ihre Thür ist sehr gefährlich! . . . glücklicherweise habe ich mich flüchten können, ohne daß sie mich gesehen, denn sie wollten mich ermorden . . . Mein Gott, ich muß etwas nehmen, um mich wieder zu erholen.“

„Wollen Sie ein Glas Wasser, Madame?“

„Mit Vergnügen! . . . aber ich glaube, ein Gläschen Branntwein würde mir besser sein.“

Man giebt Frau Trottin Branntwein, sie trinkt zwei Gläschen voll in einem Zuge hinunter, dann fühlt sie die Kraft folgendes mitzuteilen:

„Denken Sie sich, mein lieber Bassinoire, bis Mitternacht war alles sehr gut gegangen, Ihre Mieter waren alle im Hause, ich schlief . . . da ging es wie auf Rädern! wahrscheinlich hatte einer der Mieter bei dem nach Hause kommen, vergessen, die Thür zu schließen; wie unvorsichtig . . . ich schlief vertrauensvoll! . . . Plötzlich erwache ich von einem dumpfen Geräusch . . . ich horche,

ich höre mehrere Stimmen, Männertritte, welche kommen und gehen, es schien eine ganze Bande zu sein; ich stehe leise auf, um zu beobachten . . . sie erspähte alle Winkel des Hofes, wahrscheinlich wollten sie die Keller ausräumen! . . .

„Plötzlich erscheint eine Gestalt vor mir! . . . Ach, welche Gestalt! . . . Meine Herren, ich zittere noch, wenn ich daran denke . . .“

„Was wünschen Sie, mein Herr, frage ich ihn . . .“ Er schneidet mir eine Grimasse zu und antwortet:

„Bist Du es, alte Hexe! . . . dann verschwindet er.“

„Da konnte ich natürlich nichts weiter thun, als mich retten . . . Ich erspähe einen Augenblick, wo die ganze Bande auf dem Hof war; ich laufe auf die Straße hinaus und stürze fort, ohne mich umzusehen! . . . Ich weiß nicht, wie ich die Kraft gehabt habe, hierherzukommen!“

„Man muß die Diebe festnehmen! sagen die Männer.

„Herr Bassinoire, wir werden Sie alle begleiten! . . .

„Ja, alle!“

„Ich nehme es an, meine Herren; ich will Sie führen.

„Ach, meine Herren, einen Augenblick!“ sagen die Frauen . . .

„Haben Sie Waffen? . . . Sie werden doch nicht Banditen, die bis an die Zähne bewaffnet sind, nicht ohne Waffen angreifen wollen! . . . das wäre sehr unverständig! . . .

„Ja, in der That, nehmen wir Waffen . . . Ich habe zwei Gewehre und einen Revolver zu Hause.“

„Ich habe nur einen Spazierstock.“

„Nehmen wir Feuerschaufeln, Stöcke, Hammer . . . Gegen Diebe ist alles gut.“

Man bewaffnet sich so gut man kann. In Ermangelung etwas besseren, hat ein junger Mann ein langes Brot genommen, das er wie ein Gewehr auf der Schulter trägt.

Man bricht in Massen auf, begleitet von den Wünschen der Damen, welche im Bäckerladen zurückbleiben.

Bassinoire führt den Trupp an; er hat statt jeglicher Waffe ein großes Küchenmesser genommen, das er wie ein Tambourmajorsstab schwingt.

Bis zu seiner Wohnung haben sie eine Entfernung von dreihundert Schritt zurückzulegen.

Die Nacht war schwarz, doch als man sich dem Hause nähert, sieht man verschiedene, nicht erkennbare Gegenstände vor der Thür liegen.

„Haben Sie eine Kanone?“ fragt ein Bäckerjunge.

„Das ist nicht wahrscheinlich, aber ich glaube wohl, daß sie einen Wagen haben, um die gestohlenen Sachen fortzuschaffen.“

Man rückt vor.

Ein eigentümlicher Geruch berührt die Nerven und Nasen der Kommenden.

„Ah, zum Teufel, was ist das?“ sagt ein Gewürzkrämer.

„Was ist das, meiner Treu, das läßt sich erraten . . . Je mehr man sich dem Hause nähert, je stärker wird der Geruch.

„Bassinoire, mir scheint, ich kenne die Kiste dort auf dem Wagen . . . Erwarteten Sie denn diese Nacht die Beamten des Herrn Rieder?“

Der Pförtner schlägt sich vor die Stirn und ruft aus:

„Ach, mein Gott, ich hatte es vergessen! . . . Aber ich dachte, sie kommen erst morgen . . . Aber nein, doch diese Nacht! . . . Es ist kein Zweifel mehr! . . . Ja, sie sind es, die alte Närrin, diese Trottin hat sie für Spitzbuben gehalten! Oh, es ist kein Irrtum mehr.“

Die ganze bunt zusammengewürfelte Gesellschaft lacht über dieses Versehen und man kehrt in fröhlichster Laune und unter endlosen Scherzen zurück.

Als die Frauen sehen, daß ihre Männer singend zurückkommen, beruhigen sie sich bald; man teilt ihnen die Ursache des Schreckens der Frau Trottin mit, und ungezwungen mischen sie sich in die Heiterkeit der Männer.

Frau Trottin besteht dessen ungeachtet darauf, daß es Diebe gewesen sind, die ihr einen Streich gespielt haben.

Als die Gesellschaft in den Theatersaal zurückkehrt, finden sie Pipeonnier noch auf seinen hohen Stuhl, von dem allein herunterzukommen, unmöglich war und dessen Geschrei niemand beobachtet hatte. Während des Tumults hatte jeder nur an sich gedacht, während man ausging, die Diebe einzufangen, war er gezwungen gewesen, auf seinem, in der Höhe angebrachten Stuhl sitzen zu bleiben.

## XV.

# Jahrmarkt auf dem Dorfe.

Als sie zu ihren Penaten zurückgekehrt waren, hatten die Bassinoires natürlich eine Erklärung miteinander gehabt. Diese war lebhaft gewesen. Nach der Sitte der Frauen, die, wenn sie unrecht gehabt haben, anfangen zornig zu werden und es vermeiden, Erklärungen zu geben, hatte die stolze Eulalie zu ihrem Manne gesagt:

„Als ich Dir sagte, daß ich die Rolle der Frau Benoîton spielte, geschah es nur deshalb, um Dich daran zu gewöhnen, mich auf der Bühne erscheinen zu sehen, Du widersetzst Dich meinem Wunsch, meinem Beruf zu folgen, mein Glück auf der Bühne zu machen, Du bist ein Tyrann! Ich will nicht mit Dir leben! Morgen verlasse ich Dich und gehe zu meiner Mutter.“

Diese Drohung hatte Bassinoire durchaus nicht erschreckt; er wußte, daß die Mutter seiner Frau, eine arme Bäuerin in einem kleinen Dorfe unweit Paris wohnte, wo sie sehr bescheiden lebte, indem sie Milch und Eier verkaufte und er sagte sich:

„Was soll meine Frau da beginnen? Soll sie ihrer Mutter Kohl und Rüben pflanzen helfen? das macht Eulalien kein Vergnügen, es ist nicht wahrscheinlich, daß sie ihre Kinder und ihre Wirtschaft aufgiebt, um ein ländliches Leben zu führen, das nicht nach ihrem Geschmack ist.“

Eulalie war jedoch den folgenden Morgen abgefahren; während der Abwesenheit ihres Mannes hatte sie die Kinder beim Abschied geküßt und ihnen gesagt:

„Beunruhigt Euch meinetwegen nicht, Ihr werdet mich bald wiedersehen; ich werde Euch reiche Kleider und Kränze, die man mir zuwerfen wird, mitbringen.“

Wenn der Pförtner erfährt, daß seine Frau ihre Drohung ausgeführt hat, wird er bestürzt und wütend sein, aber dann wird er sagen:

„Sie ist ein Eigensinn, aber sie wird morgen wiederkommen. Sie will sehen, ob ich ihr nachlaufe, aber das werde ich wohl bleiben lassen.“

Indessen der Morgen verstreicht und Eulalie kommt nicht wieder. Bassinoire ist traurig, denn er ist nicht böse, ihm thut seine Frau leid, er blickt seine Kinder an und fängt an zu weinen.

Acht Tage vergehen, keine Nachricht kommt von Eulalien, die Kinder fangen an, den Kummer ihres Vaters zu teilen.

Nach Verlauf dieser Zeit kommt Pipeonnier eines Morgens zu Bassinoire, den er nicht mehr verspottet, seitdem er weiß, daß seine Frau ihn verlassen hat.

Er setzt sich nieder und sagt:

„Nun, wie geht es hier? Man ist traurig, man langweilt sich . . . Aber man muß sich nicht dem Kummer hingeben, das hilft zu nichts. Heute ist Sonntag, Sie müssen mit den Kindern ausgehen.“

„Aber wer bewacht das Haus?“ fragt der Pförtner.

„Nun, Frau Trottin wird es bewachen. Diesmal wird sie vielleicht die Kohlenmänner für die Leichenträger halten, aber das ist nicht gefährlich. Heute ist in dem kleinen Dorfe Villetaneuse ein kleines Fest, es ist nicht weit, gehen wir dahin.“

„Villetaneuse!“ wiederholt Bassinoire, „da wohnt ja die Mutter meiner Frau!“

„Nun, ein Grund mehr, um dahin zu gehen. Wir werden da vielleicht Deine schöne Verduftete finden, wenigstens wirst Du durch ihre Mutter von ihr hören.“

„Du hast recht, ja, gehen wir nach dem Fest zu Villetaneuse.“

Die Kinder springen vor Freude. Man ist schnell fertig.

Die Mutter Trottin willigt ein, das Haus noch einmal zu bewachen, unter der Bedingung, daß man ihr Branntwein zurückläßt, um ihren Mut zu stärken.

Pipeonnier, der an alles denkt, kauft einen Kuchen und man macht sich auf den Weg nach Villetaneuse.

Sicherlich wird ein Fest, ein Jahrmarkt im Dorfe sein, das Fesselndste dieser ländlichen Lustgelage sind aber die Schauspiele aus dem Stegreife, die von Seiltänzern und Taschenspielern aufgeführt werden, die ihr Leben damit verbringen, daß sie mit ihren Häusern, ihrem Theater, ihren Dekorationen und ihrem Personal von Jahrmarkt zu Jahrmarkt ziehen.

Das sind wahre Zigeuner, und doch herrscht in diesem No-

madenleben eine gewisse Ordnung, eine bemerkenswerte kunstvolle Gruppierung, der Beachtung verdient.

Diese Jahrmarkskünstler kommen in einem ungeheuren langen Wagen an, der in drei Abteilungen geteilt ist, wovon jede Abteilung ein besonderes Zimmer ausmacht.

Der erste Raum ist gewöhnlich die Küche, sie enthält einen Herd und eine bescheidene Anzahl von Kasserolen und Töpfen.

Der zweite Raum dient als Kleiderkammer, dort sind alle Kostüme der Truppe, die musikalischen Instrumente und der ganze Zubehör, den man zur Inszenierung eines Stückes gebraucht, aufgehäuft.

Der dritte Raum ist das Schlafzimmer, wo die Betten aufstellt sind.

Wenn die Truppe zahlreich ist, schlafen auch einige Personen in dem Kleiderzimmer; aus der Tunika Mahomeds, den Röcken der Elsaßer Bäuerin und dem reichen Mantel der Margarete von Burgund, bereitet man ein Lager, der Helm Franz I. dient als Kopfkissen, und um warme Füße zu haben, bedeckt man sie mit dem Wams des Herzogs von Guis.

In diesem, aus Stücken und Lappen zusammengesetzten Bett, schläft der nomadisierende Künstler weit schöner, als der Reiche auf seinen Daunen; das ist ein Ersatz.

Auf den Wagen sind Dekorations= und Holzstücke zum Theaterbau aufgehäuft.

Jeder Schauspieler ist der Reihe nach Kutscher. Man hat nur ein Pferd und dies muß man schonen, daher reist man immer in kleinen Tagereisen.

Man hat auch einen Hund, einen guten Wachthund, der den Wagen bewacht, wenn am Tage die ganze Gesellschaft schläft.

Der Hund steigt nie in den Wagen, aber er läuft schneller als ein Pferd, er ist immer vorauf, er dient als Vorreiter und bellt, sobald er eine Wohnung erblickt.

Zwei Wagen gehören immer einer außerordentlich guten Truppe an, die überall, wo sie hinkommt, Geld macht und manchmal vierzehn Tage an ein und demselben Ort bleibt.

Diese Truppen führen bedeutende musikalische Kräfte. Klarinette, Pistons, eine Flöte und einen Baß mit sich. Fünf Musiker hört man schon von weitem, jeder macht soviel Geräusch wie vier.

Das ganze Theater wird aus Brettern aufgeführt, welche diese Zigeuner mit der größten Geschicklichkeit zusammenlegen, ist das

ganze auch nur ein Parterre, ein Orchester, so finden doch an vier- bis fünfhundert Zuschauer Platz.

Die Verschiedenheit der Plätze wird durch Bretter bezeichnet, obgleich die dem Orchester zunächst sich befindlichen Bänke nicht weicher sind als die letzten, zahlt man da zehn und auf den letzten fünf Sous.

Über der Bühne ist eine ungeheure Leinwand angebracht, auf welcher mit grobem Pinsel gewaltige dramatische Szenen dargestellt sind, welche den stärksten Schauer erregen.

Die Musik läßt ihre lustigen Lock- und Pfeifentöne erschallen, um Neugierige anzuziehen. Die Frauen kommen aus dem Wagen heraus, breiten ihre Kostüme aus, bürsten sie, bessern sie aus und stutzen sie zurecht. Andere holen Wasser und waschen sich sowohl als auch die Wäsche der Gesellschaft; die Kinder, Kinder sind immer bei einer Truppe, tragen je nach der Jahreszeit ein Hemdchen oder einen kleinen Paletot, Strümpfe haben sie nicht, ebensowenig Kopfbedeckung, die Kinder besorgen allerlei Aufträge und holen Wein aus der nächsten Schenke.

Die Frauen besorgen die Küche, richten das Mahl zu, decken auf den Rasen oder in Ermangelung dieses auf einigen Brettern auf.

Der Hund bewacht alles dies, geht und kommt, knurrt, wenn ein Fremder der Küche zu nahe kommt, und bellt diejenigen an, welche dem Fleischtopf zu nahe kommen.

Das Schauspiel dauert manchmal bis Mitternacht, weil man am Tage und am Abend spielt und die Bauern etwas für ihr Geld haben wollen.

Nachdem diese Seiltänzer seit Mittag fortwährend draußen geschrieen, drinnen gespielt, Musik gemacht, gesungen und gefährliche Sprünge ausgeführt haben, essen sie zu Abend und legen sich schlafen, die Frauen und Kinder im Wagen, die Männer auf dem Theater, der Hund da drunter.

Pipeonnier und die Familie Bassinoire langen gegen zwei Uhr nachmittags in Villetaneuse an.

Das Fest war in seinem vollen Glanz, von weitem hörte man schon die Musik des auswärtigen Theaters, dies war der Augenblick, wo das Volk zusammenströmte.

Sobald die Kinder die Klarinette und die Trommel hörten, sagten sie:

„Papa, laß uns dahin gehen, da ist etwas zu sehen, da macht man Musik.“

„Das ist ein Theater im Freien.“

„Das ist gleich, wir wollen dahin gehen.“

„Es ist ja ganz gleich, wo wir hingehen,“ bemerkt Pipeonnier, „dies muß übrigens das beste am Feste sein.“

Die Musiker spielten eine Polka auf. Zirzabelle nimmt ihren Bruder am Arm und zwingt ihm, mit ihr den Weg entlang zu tanzen.“

Man kommt auf dem Platze an, wo die Neugierigen sich drängen.

Die Bauern stürmen in Menge auf das Theater zu, einige Dorfmädchen gehen auf und nieder, die Buden mit den Roulettes anzusehen, besonders aber um ihre Hüte und neue Schürzen bewundern zu lassen.

Pariser sieht man überall.

Einige junge Burschen lassen fort und fort das Roulett herumgehen, in der Hoffnung, die schöne Vase, den größten Einsatz zu gewinnen, und nachdem sie an vierzig Sous verspielt, gewinnen sie einen Eierbecher, der keine zehn Sous kostet.

Unsere Freunde gehen auf das Theater zu. In diesem Augenblick verliest der erste der Truppe folgende Bekanntmachung:

„Meine Herren, meine Damen, Bewohner dieses Dorfes und der Umgegend, wir haben die Ehre, Euch anzuzeigen, daß Ihr heute Abend ein neues, ein außerordentliches Schauspiel genießen werdet.

Wir werden vor der hochverehrten Versammlung die erste Vorstellung der ‚Tochter der Gewässer,‘ oder die ‚Feuersbrunst im Schlosse des Satans,‘ eine Pantomime in Wechselgesprächen mit Gesang, Tanz, Beil- und Säbelkämpfen wechselnd, aufführen.

Dieses Stück ist noch nie vor gekrönten Häuptern aufgeführt, aber zur Belohnung für den uns vor acht Tagen von Euch gütigst gewährten Empfang, sind wir vor keinem Opfer, vor keiner Ausgabe zurückgeschreckt, denn in der ‚Feuersbrunst im Schlosse des Satans‘ werdet Ihr mehr als tausend Raketen hören, ohne die zu zählen, die Ihr nicht hören könnt.

Das ist noch nicht alles, ein andere Überraschung wartet Eurer noch:

Eine Amerikanerin, Künstlerin von bedeutendem Talent, mit einer solchen Stimme begabt, die das Entzücken der jungfräulichen Wilden Amerikas sind, welche an allen großen und kleinen Höfen Europas gesungen hat, ist gestern in diese Einöde angelangt und will uns mit ihrem Talent unterstützen, indem sie die Rolle in der ‚Tochter der Gewässer‘ übernimmt, in welche sie geschickt mehrere Arien aus der ‚Herzogin von Gerolstein‘ und aus der ‚schönen Helena‘ einflechten wird.

Für diese unvergleichliche Darstellung wird der Preis für die Plätze nicht im mindesten erhöht werden und die Herren Militärs können gratis ein schönes Kind mit einführen.

Möge es sich von Mund zu Mund weiter verbreiten . . . Musik!"

„Die Einführung ist nicht schlecht," sagt Pipeonnier, „aber mir scheint, dies ist nicht der erste Tag des Festes."

„Nein, es ist schon der achte," sagt ein Bürger, einen großen Seufzer ausstoßend.

„Ach, mein Herr . . . ich kann davon mitreden.

Ich wohne dort unten, mein Haus steht hinter diesem herumziehenden Theater, da werden Sie begreifen, daß ich die Musik höre, den ganzen Tag, den ganzen Abend, bis Mitternacht ist es ein Höllenlärm; die Trommel und die Cymballe habe ich immer in den Ohren! . . . Ich bin schon ein wenig taub davon geworden."

„Das ist kein Fest für mich."

Papa, wir werden doch das ‚Schloß des Satans' sehen?" sagt Leander.

„Das ist gut! . . . wir werden es sehen," sagt Bassinoire, „aber zuerst muß ich mich bei Frau Mathieu, Eurer Großmutter, erkundigen, ob sie mir Auskunft über meine Frau geben kann, das interessiert mich jetzt mehr als die Tochter der Gewässer."

„Du hast recht," Pipeonnier, „erkundigen wir uns bei der Frau Mathieu, dann suchen wir eine Kneipe, in welcher wir unsern Kuchen begießen können."

Man geht in eine der Dorfstraßen, wo man einen Krämer erblickt, ein Krämer kennt natürlich alle Bewohner des Dorfs.

Sie fragen nach der Mutter Mathieu; der Krämer blickt tief in eine Düte hinein, als ob er dort fände, was man ihn fragte; nach langer Überlegung entgegnet er:

„Ist es eine Frau oder ein Fräulein?"

„Es ist eine ältere Frau, weil man Ihnen sagt, die Mutter Mathieu."

„Ich kenne einen Mathieu, welcher bei der Feuerwehr ist, suchen Sie den?"

„Wir suchen eine alte Bäuerin."

„Ah, das hätten Sie gleich sagen sollen. Ich kenne keine."

Die Pariser wollen sich entfernen.

Ein Bauer, welcher einen Schnaps an dem Ladentisch trinkt, ruft ihnen nach:

„Warten Sie doch . . . die Mutter Mathieu . . . ist es die, die Eier verkauft und Hühner aufzieht?“

„Ja, die suchen wir,“ sagt Bassinoire, einen solchen Beruf hat die, welche wir suchen.

„Die Mutter Mathieu, welche mit dem rechten Auge schielt?“

„Vielleicht mit beiden — wo wohnt sie, bitte.“

„Halt, am Ende der Straße wenden Sie sich links, dort werden Sie einen Pfuhl finden, da ist es nicht . . . Weiter ist eine kleine Meierei, da riecht es nach Kühen . . . neben diesen Kühen wohnt die Mutter Mathieu.“

Nach diesen Andeutungen machen sie sich auf den Weg; sie finden den Pfuhl, den Dünghaufen, die Meierei und ein kleines reines Häuschen: das muß die Wohnung der Mutter Eulaliens sein.

Sie klopfen an, niemand antwortet. Eine Bäuerin, welche neben der Meierei sitzt, sagt:

„Oh, Sie klopfen vergebens an, es ist niemand zu Hause.“

„Wohnt die Mutter Mathieu nicht hier?“

„Ja, so ist es.“

„Ist sie ausgegangen?“

„Ja, freilich, sie ist mit ihrer Tochter, einer sehr schönen Dame aus Paris, welche schon seit acht Tagen bei ihr ist, zu dem Fest gegangen . . . sie sind schon lange fort.“

Bassinoire ist sehr zufrieden! wenigstens hat seine Frau nicht gelogen, als sie ihm sagte, daß sie zu ihrer Mutter ging.

„Jetzt, da Du ruhig bist,“ sagte Pipeonnier, „laß uns etwas essen, ich bin sehr hungrig und die Kinder auch.“

„Hernach werden wir Deine Frau suchen, wir werden sie finden, weil dieses Dorf nicht allzu groß ist und wir nur eine hübsche Frau suchen, die sich gern sehen läßt.“

Sie gehen in eine Schenke, die in jeder Stadt und jedem Dorf ohne Schwierigkeit zu finden ist.

Sie setzen sich an den Tisch, sie greifen ihren Kuchen an, ein Salat und etwas Käse machen ein genügendes Mahl.

Bassionire hat seine Heiterkeit wieder gefunden, Pipeonnier verliert die seinige nie, die Kinder sind vergnügt, sie hoffen, bald ihre Mama wieder umarmen zu können.

Als sie die Schenke verlassen, fängt es schon an dunkel zu werden; bald leuchten hier und da Papierlaternen und einige vereinzelte Lichter auf, sie zeigen die Stellen an, wo Spiele aufgestellt sind; schließlich wird auch der Ball eröffnet.

Sie haben alles besucht in der Hoffnung, Eulalien zu finden, aber vergebens.

Plötzlich ruft der kleine Leander aus:

„Papa, Du hast uns ja versprochen, daß wir die Tochter der Gewässer sehen sollten."

„Meiner Treu," sagt Pipeonnier . . . „da hätten wir anfangen sollen. Frau Bassinoire liebt das Theater leidenschaftlich, wahrscheinlich ist sie in der Baracke der Seiltänzer."

„Du hast recht," sagt der Pförtner, „Eulalie wird die Feuersbrunst im Schloß des Satans sehen."

„Gehen wir hinein."

„Jetzt ist es der günstigste Augenblick, meine Damen und Herren," schreit der Hanswurst, „man erwartet nur Ihre hochverehrte Anwesenheit, das große Stück wird anfangen."

Bassinoire hat die ersten Plätze eingenommen.

Man tritt ein, der Saal ist voll, nur mit Mühe gewinnen die Eintretenden Plätze bei dem Orchester. Der Vater muß seinen Sohn auf die Kniee nehmen, aber das stört ihn nicht, nach seiner Frau mit den Blicken zu spähen, er läßt sich sogar einfallen, seinen Sohn auf seine Schultern zu setzen und ihm zu sagen:

„Suche Deine Mutter!"

Das Publikum, ungehalten über diese gymnastischen Übungen, schreit:

„Setze Dich doch! Was sollen wir von Deinem Buben sehen! . . . denkt er, daß wir gekommen sind, seine Nachkommenschaft zu bewundern . . . Setze Dich!"

Das Stück beginnt.

Bassinoire muß sich wohl oder übel auf die Bank setzen.

„Du wirst Deine Frau nach dem ersten Akt suchen," sagt Pipeonnier ihm, „und Du wirst nicht nötig haben, Deinen Sohn in die Luft zu halten; da es dreizehn Akte sind, giebt es viele Zwischenakte, in denen Du Zeit zum Suchen hast."

Das Stück beginnt.

Auf der Bühne sieht man einen Wald. Im Hintergrunde hat man eine Zimmerkulisse aufgestellt, die den Eintritt der Schlosses anzeigt.

Die Kostüme sind gar mannigfaltig aus aller Herren Länder. Der Liebhaber ist ein Pole, der Vater ein Türke, und die Prinzessin eine Schottin.

„Wo spielt denn die Handlung?" fragt ein Bauer seinen Nachbar.

„Warum fragst Du das?“

„Weil der Vater ein Türke und die Prinzessin eine Schottin ist.“

„Die Handlung spielt also scheinbar überall.“

„Ich will nur die Debütantin, die berühmte Amerikanerin, Frau Ciardini, die die Tochter der Gewässer macht, sehen.“

„Und die wie ein jungfräulicher Wald singt . . . Ah, sie sollen sehen, wenn sie uns betrogen haben, dann werde ich böse... Es dauert lange, ehe sie kommt, diese Tochter der Gewässer.“

„Wenn sie nicht durch und durch naß ist, pfeife ich.“

„Warum soll sie denn naß sein?“

„Als Tochter der Gewässer muß sie naß sein.“

„Wie bist Du dumm! . . . Im Theater thut man doch nur so . . . das ist niemals wahr!“

„Bah, aber in den Stücken, in welchen man ißt.“

„Da thun sie auch nur so, sie essen nicht.“

„Schweig! Da ist die Tochter der Gewässer!“

Die angekündigte Schauspielerin erscheint: Sie trägt ein buntes Kostüm, daß es schwer ist, sie zu erkennen, auf dem Kopf liegt ein Kranz aus Löwenzahn, welcher Schilf vorstellen soll.

Als sie auf der Bühne erscheint, tritt sie auf einen Kirschstein und hält sich, um nicht zu fallen, an den Türken, der sich an den Polen hält, der sich wieder an eine Kulisse hält, die beinahe auf das Publikum gefallen wäre.

Zwei Zuschauer springen auf die Bühne und halten die Kulisse, man stellt diese wieder zurecht und das Stück nimmt seinen Fortgang.

Bassinoire prüft indessen die Tochter der Gewässer.

Durch Augenaufsperren und Suchen des Gesichts der Schauspielerin, das von Löwenzahn beschattet ist, gelingt es ihm endlich, es genau zu sehen.

„Bin ich geblendet? . . . Diese Tochter der Gewässer scheint mir Eulalie zu sein.“

„In der That! . . . das ist Deine Frau! Still! . . . sage nicht! . . . laß sie spielen, man muß sehen, wie sie sich macht.“

„Meine Gattin soll mit Kunstreitern spielen! . . . Oh, welche Schande!“

„Schweig doch . . . schweig doch, man wird Dich hinauswerfen, dieses Publikum versteht keinen Spaß.“

„Papa, die Verkleidete könnte man für Mama halten!“

„Schweigt Bälge!“

Eulalie, denn sie ist es wirklich, die unter dem Namen Ciardini auf dem Jahrmarktstheater zum erstenmal auftritt, spielt ihre Rolle sehr schlecht.

Zuerst spricht sie zu leise. Man sagt ihr:

„Lauter!"

Dann schreit sie mit Orgelstimme, die ebensowenig angenehm ist.

Das Publikum, das sich schon über die fallende Schauspielerin geärgert, murmelt und spricht:

„Verdrehte Schauspielerin! . . . sie kann nicht sprechen."

Um der Schauspielerin die Gunst des Publikums zu verschaffen, macht der Direktor, der den Türken spielt, den Musikern ein Zeichen, die Schlußakte der Arie zu spielen:

„Das ist der Säbel meines Vaters!"

Eulalie beeilt sich, ihre Lieblingsarie anzustimmen.

Da ihre neuen Gefährten, den Inhalt ihrer Arie nicht kannten, hatten sie vergessen, ihr einen Säbel zu geben, den Frau Bassinoire in der Verwirrung des Anfangs vergessen, einen zu fordern, und zu spät diesen Fehler bemerkte, reißt sie einen Löwenzahn aus ihrem Kranze, und ihn dem Polen überreichend, singt sie:

„Das ist der Säbel meines Vaters . . ." rc.

Diese Neuerung entspricht durchaus nicht dem Geschmack des Publikums, welches sich verspottet glaubt, sie stampfen mit den Füßen, pfeifen, schreien.

„Sie will uns einbilden, ein Löwenzahn wäre ein Schwert! . . . Ah, die Löwin! . . . Heraus mit ihr!"

Eulalie hört auf, sie ist verwirrt, verlegen.

Der Direktor nimmt das Wort und wendet sich an das Publikum:

„Meine Herren, das ist durchaus nicht die Schuld der berühmten Ciardini, die dienende Person hat vergessen, ihr einen Säbel zu geben, dieses schwere Versehen soll sie mit fünf Franken Strafe büßen."

Um diese Niederlage wieder gut zu machen, wird Madame Ciardini die große Arie aus der herrlichen Oper der Galathea singen."

„Nein, die schöne Helena!" sagt Eulalie leise zu dem Türken.

„Meine Musiker kennen sie nicht."

„Der Galathea bin ich nicht sicher."

„Nur Sicherheit! . . . das wird schon gehen."

Was der Direktor auch sagen mag, die Arie der Galathea

geht schlecht, Eulalia setzt falsch ein, wiederholt oft, sie hat schon sechsmal wiederholt:

„Ströme noch! noch! noch! . . .“

„Nein, es ist genug,“ schreit man aus dem Saal. „Ströme nicht mehr! Ströme nicht mehr!“

„Nieder mit der Sängerin! Sie spottet unser!“

„Halt, das ist für die Tochter der Gewässer!“

Im selben Augenblick schleudert ein schwerfälliger Bauer einen Apfel auf die Schauspielerin, unglücklicherweise ist es kein gekochter, er trifft das linke Auge Eulaliens, die mit einem herzzerreißenden Schrei bewußtlos umsinkt.

Man drängt sich um sie, aber schon haben Bassinoire, Pipeonnier und die Kinder ihre Plätze verlassen.

„Das ist meine Frau! meine arme Frau!“ ruft Bassinoire aus, indem er eilt, Eulalia aufzuheben „Gegen meinen Willen ist sie auf die Bühne gegangen . . . Das sind die Kronen, die sie erntet . . . Wenn ich denjenigen kennen würde, der ihr den Apfel zugeworfen, würde ich ihn durchhauen.“

Aber niemand antwortet auf diese Drohung.

Man läßt Bassinoire seine Frau forttragen. Diese, wieder zu sich gekommen, ist sehr überrascht, sich von ihrem Manne und ihren Kindern umgeben zu sehen.

Ihr Mann richtet kein Wort des Tadels an sie, denn sie sieht nicht mehr mit ihrem rechten Auge, das ihr furchtbar schmerzt.

Pipeonnier verschafft einen Wagen, der die ganze Gesellschaft nach Paris bringt.

Sie fahren zu einem Apotheker, sie holen einen Augenarzt.

Der Heilkünstler prüft das verwundete Auge und sagt kopfschüttelnd:

„Dieser Apfel muß mit furchtbarer Gewalt geschleudert sein! Ich fürchte, daß sie für ihr ganzes Leben einäugig bleibt.“

„Die Lehre ist hart,“ sagt Pipeonnier, „aber ich wette, sie wird Nutzen bringen.“

---

## XVI.

## Unter einer Treppe.

Einige Wochen sind verstrichen.

Julian, welcher das Resultat der Unterhaltung seines Vaters mit Robertin erfahren, klagt nicht, sondern sagt sich:

„Ich werde warten!"

Eines Morgens empfängt Droguin einen Brief aus England. Er beeilt sich, ihn aufzubrechen, denn er hat die Handschrift seiner Tochter erkannt.

Fräulein Iphigenie teilt ihrem Vater mit, daß sie krank und ohne Geld ist, daß Herr von Ravinette es gut gefunden, ohne sie nach Californien abzureisen, daß er vergessen, ihre Rechnung im Hotel zu bezahlen, wo man ihre Sachen nicht eher herausgeben will, bis ihre und Herrn von Ravinettes Ausgaben bezahlt sind.

Dieser Brief schließt natürlich mit einer Bitte um Geld, und dem Versprechen, in Zukunft vernünftiger zu sein.

Der Schweizer stößt einen großen Seufzer aus, denn er muß sich sagen, daß sein Sohn recht hat.

Da er seine Tochter nicht verlassen noch zugeben darf, daß sie wegen Schulden in England gefänglich eingezogen wird, rafft er seine Ersparnisse zusammen, macht alles zu Geld, trägt selbst sein Silberzeug zum Pfandleiher und sagt sich:

„Ich werde nicht vor der Welt essen, ich werde mein Sauerkraut mit einer Zinngabel verzehren . . . und die alles, um des Grafen von Ravinette oder wie mein Sohn sagt eines Schwindlers Schulden zu bezahlen. Aber es muß sein! ich kann Iphigenie nicht fortwährend dem Plumpudding aussetzen, und wird sie überall Plumpudding bekommen!"

Unter der großen Treppe des früheren Hotels Villagier befand sich zur Rechten unter dem Säulengang eine Vertiefung, groß

genug, um die Geräte da hineinzusetzen, die man in der Woche zur Reinigung des Hofes brauchte.

Dort verwahrte Robertin seine Besen, seine Bürste und seine englische Wichse.

Wer in diesem Winkel stand, war vor aller Augen verborgen, und konnte doch alle Ein- und Ausgehenden beobachten.

Als Robertin eines Nachmittags etwas in diesen Winkel brachte, war er sehr träumerisch; ohne es zu wollen, mußte er fort und fort an den jungen Mann denken, welcher die Treppen hinaufgestiegen war, der ein Bekannter der Damen von Marsanne war, der noch nicht wiedergekommen war, obschon drei Wochen verstrichen waren, seitdem sie ihn eingeladen, seinen Besuch zu erwidern. Robertin sagte sich:

„Dieser junge Mann sah leidend und unglücklich aus, er ist vielleicht krank geworden . . . Es ist seltsam, er hat mit mir mit Härte und Verachtung gesprochen, und doch fühle ich Teilnahme für ihn . . . es giebt Augenblicke, wo ich mir vorwerfe, diesem Herrn Saint-Clair, obschon ich ihn nicht kenne, kein Zimmer im Hause gegeben zu haben.“

Während er noch so mit seinen Gedanken beschäftigt ist, tritt der Gegenstand dieser ins Haus, geht auf die Treppe zu, ohne auch nur einen Blick nach der Wohnung des Pförtners zu werfen.

Dieser steigt die Treppe hinauf, bleibt auf der dritten Stufe stehen, denn jemand kommt herunter, und steht bald vor ihm: es ist die reizende Adrienne.

„Herr Saint-Clair!“ ruft das schöne Mädchen aus. „Ah, das ist sehr schön, mein Herr, daß Sie endlich gekommen! . . . Wissen Sie, daß drei Wochen vergangen sind, daß Sie bei uns waren; und Sie hatten versprochen, bald wiederzukommen . . . Es ist sehr häßlich, so seine Schülerin zu verlassen! . . . Kommen Sie schnell hinauf, meine Tante wird Sie schelten.“

„Ah, Fräulein, einen Augenblick! . . . es ist ein unerwarteter Zufall, daß ich Sie allein treffe; er macht mich zu glücklich! Ich bitte Sie, gestatten Sie mir, ihn zu benutzen, denn dieses Glück bietet sich mir sobald nicht wieder.“

„Wenn es Ihnen Vergnügen macht, habe ich nichts dagegen, mein Herr! . . . Sie haben mir also etwas zu sagen, was meine Tante nicht hören soll,“ setzte Adeline mit zitternder Stimme hinzu.

Der junge Mann antwortete mit Feuer:

„Fräulein, ich weiß nicht, ob Sie in meinen Augen all' die Liebe gelesen, die ich für Sie empfinde; aber diese Liebe ist mein Glück, mein Leben! obschon ich weiß, daß sie ohne Hoffnung ist, denn in der Lage, in welcher ich bin, wage ich nicht, nach Ihrer Hand zu streben . . . Nein, ich fühle, daß dies unmöglich ist . . . Aber erlauben Sie mir, Sie zu lieben, und verzeihen Sie mir, wenn ich wage, es Ihnen zu sagen.

Ich komme nicht, um Sie zu sehen. Ah, wenn Sie wüßten, wie viel ich leide, wie unglücklich ich bin, Ihres Anblicks entbehren zu müssen! . . . Aber in der That, in dem Anzuge, den ich trage, erröte ich, vor Ihrer Tante zu erscheinen.

Die Schülerinnen, die ich habe, zahlen nicht den Preis meiner Stunden . . . Auf dieses Geld wartete ich mit Ungeduld, mir einen neuen Anzug zu kaufen. Heute aber konnte ich dem Wunsche, Sie zu sehen, nicht länger widerstehen, und wäre es auch nur für einen Augenblick . . . ich segne den Himmel für diesen Einfall, weil ich Sie allein getroffen und Ihnen sagen konnte, wie sehr ich Sie in mein Herz geschlossen."

Die Nichte der Gräfin, durch dieses Geständnis durchaus nicht beleidigt, stottert:

„Herr Saint-Clair, ich bin nicht böse, daß Sie mich lieben . . . im Gegenteil . . ."

„Ah, Fräulein!"

„Ihr Überrock, der nicht ganz neu ist, sollte Sie nicht verhindern zu kommen. Sie haben unrecht, mein Herr. Glauben Sie, daß ich mich mit Ihrem Anzuge beschäftige? Diejenigen, die uns gefallen, sind uns immer willkommen."

„Wie gut Sie sind, und wie glücklich wird derjenige sein, den Sie zu Ihrem Manne erwählen werden."

„Den ich wählen werde! . . . Ah, wenn man mich wählen ließe, würde ich sehr glücklich sein! . . . Aber ich hänge von meiner Tante ab, die Mutterstelle bei mir vertritt.

Hören Sie, Herr Saint-Clair, meine Tante ist auch nicht reich, wir müssen sehr sparsam leben; nur meinetwegen wünscht sie, daß ich einen reichen Mann heirate . . . aber ich mache mir nichts aus Reichtum.

Aber da ist ein noch größeres Hindernis gegen unsere Verbindung, ein unüberwindliches Hindernis!"

„Welches ist dies, mein Fräulein.“

„Meine Tante ist stolz auf ihren Adel, mein Vater war auch von Adel, und nie wird man mir gestatten, einen Bürgerlichen zu heiraten ... Oh, wenn ich Herrin wäre, schwöre ich Ihnen, würde mir das ganz gleich sein.“

„Fräulein, wenn dies das einzige Hindernis unserer Verbindung ist, kann ich es leicht beseitigen.

Ich bin nicht der, für den Sie mich halten. Saint-Clair ist nur ein Name, den ich angenommen, meinen Titel und meinen Rang zu verbergen, weil mein Vater nicht wollte, daß der Name seiner Vorfahren von einem Zeichenlehrer getragen würde.

Ich bin der Marquis von Villagier, ich bin der Enkel desjenigen, dem einst dieses Hotel gehörte, und der in der Revolution umkam.“

„Ist es möglich! ... Was teilen Sie mir da mit? ... Darüber bin ich sehr zufrieden ... Aber warum verbergen Sie Ihren Namen, der so schön ist.“

„Je schöner er ist, um so grausamer ist es auch, den letzten Sprößling der Villagier zu nötigen, Privatstunden zu geben.

Ich werde Ihnen in wenigen Worten mein Unglück erzählen:

Mein Großvater, also der Marquis von Villagier, hatte die Ereignisse, welche die Revolution herbeiführten, vorausgesehen, und seinen Sohn zu einem bewährten Freunde nach München in Baiern geschickt. Er schrieb diesem Freunde, daß er in einiger Zeit seinem Sohne nachkomme, und daß er eine große Summe schicken würde, um seinem Sohne in fremdem Lande eine ausgezeichnete Erziehung zu geben. Die Zeit verstrich. Es langten keine Briefe mehr von meinem Großvater in München an, und bald erfuhr man die verhängnisvolle Kunde, daß der alte Marquis von Villagier gefangen genommen, verurteilt, und auf dem Schaffot gestorben wäre; seine Güter wurden eingezogen, und dieses Hotel ward zu einem niedrigen Preis verkauft.

Was meinen Vater am meisten schmerzte, war, zu erfahren, daß der Urheber unseres Unglücks ein Mann gewesen, den der alte Marquis mit Wohlthaten überhäuft, ein gewisser Robertin, damals Pförtner dieses Hotels ...“

„Wie? Robertin ist auch unser Pförtner.“

„Nein, mein Fräulein, der Vater dieses Mannes war die Ursache des Todes seines Wohlthäters.“

„Oh, das ist schrecklich!

Aber wie konnte dieser Robertin die gemeine Handlung begehen?“

„Mein Gott, Fräulein, man hat mir erzählt, dieser Mensch sei einer der wütendsten Terroristen gewesen; er habe seine Meinung nicht verborgen, und als man ihm vorgeworfen, an der Verurteilung seines Herrn schuldig gewesen zu sein, habe er geantwortet:

‚Ich habe gethan, was ich gewollt, das geht niemanden etwas an.‘

Als dann dieses Hotel mit Beschlag belegt worden, hat man es seiner Bewachung anvertraut, und ihm ist es möglich geworden, den Platz zu behaupten, und ihn seinem Sohn zu übergeben . . . Deshalb, mein Fräulein, werden Sie begreifen, warum ich nicht hierher kommen kann, ohne von den Gefühlen des Grolls erregt zu werden.“

„Ja, mein Herr, ich begreife es, aber bitte, erzählen Sie mir die Geschichte Ihres Vaters zu Ende . . .“

„Bis zu seinem achtzehnten Jahre wurde er in München erzogen, bei diesem Freunde, dem mein Großvater ihn übergeben hatte.

Nach Ablauf dieser Zeit sagte ihm dieser:

‚Sie sind jetzt der Marquis von Villagier, aber Sie haben kein Vermögen, Sie müssen suchen, neues zu erwerben. Gehen Sie nach Amerika, ich übergebe Ihnen eine Empfehlung an einen Pflanzer, mein Freund, vielleicht gelingt es Ihnen, reich zu werden, und den Namen Ihrer Vorfahren mit Würde zu tragen.‘

Mein Vater folgte diesem Rat. In Amerika schien das Schicksal ihm zu lächeln. Er heiratete eine junge Amerikanerin. Ich bin die einzige Frucht dieser Verbindung.

Nachdem mein Vater ein kleines Vermögen gesammelt, folgte er den heißen Wünschen seines Vaters, und kehrte nach Frankreich zurück. Da er nicht reich genug war, seinen Rang zu behaupten, verwandelte er all sein Gold in Waren, deren Verkauf sein Kapital verdreifacht haben würde. Damit belud er ein Schiff, auf welches er mit meiner Mutter und mir stieg.

Die Reise war anfangs glücklich, wir machten die schönsten Pläne für unsere Zukunft, als ein schrecklicher Sturm alle unsere Hoffnungen vernichtete! . . . Unser Schiff scheiterte, meine Mutter

wurde mit der ganzen Mannschaft ein Raub der Wellen, mein Vater und ich wurden auf einen Felsen geworfen, wir verbrachten dort zwei Tage ohne Hilfe, ohne Lebensmittel, ohne Kleidung, denn das Meer hatte uns schrecklich zugerichtet.

Da bemerkte uns ein kleines Schiff, nahm uns an Bord, und landete uns in Dieppe. Aber in welcher Verfassung! . . .

Mein Vater war krank und über den Tod meiner Mutter verzweifelt, ich, damals neun Jahre alt, war natürlich nicht im stande, meinem Vater zu helfen . . . Fischer erbarmten sich unser, sie gaben uns Obdach, und während der sechs Monate, die wir bei ihnen zubrachten, erwarb ich unsern Unterhalt . . .

Nach Ablauf dieser Zeit fand sich, daß ich Zeichentalent hatte, das war die einzige schöne Kunst, für die ich Beruf fühlte.

Zuerst zeichnete ich zum Spaß das Bild eines Fischers mit Bleistift. Er war darüber entzückt und bat mich, auch die Bilder seiner Freunde zu machen.

Mein Talent fand Anerkennung, bald hatte ich alle Bewohner der Stadt zu Kunden, dann bat mich einer von diesen, seinen Kindern Zeichenstunde zu geben.

Sie werden begreifen, mit welchem Entzücken ich dies Anerbieten annahm; ich war bei weitem lieber Zeichner als Fischer.

Mein Vater hatte nichts gegen diesen neuen Beruf, aber er knüpfte eine Bedingung daran:

‚Mein Sohn, ein Marquis von Villagier, darf nicht nach Privatstunden laufen. Um zu leben, mußt Du Stunden geben, gieb aber Deinen Namen, Deinen Titel auf, und schwöre mir, diesen Titel nicht eher zu tragen, als bis sich Deine Vermögensumstände gebessert haben.‘

Ich leistete meinem Vater den geforderten Eid; er ist vor einem Jahre gestorben, aber ich bin meinem Versprechen treu geblieben, und deshalb habe ich mich Ihnen, mein Fräulein, unter dem Namen Saint-Clair vorgestellt.“

„Ah, mein Herr, wenn Sie wüßten, wie sehr mich Ihre Erzählung interessiert . . . wie zufrieden ich bin, daß Sie der Marquis von Villagier sind . . . Ich bitte Sie, erzählen Sie dies alles meiner Tante . . . Sie wird glücklich sein, zu erfahren, wer Sie sind.“

„Fräulein . . . noch nicht, ich bitte Sie darum . . . Über-

morgen werde ich einen bessern Anzug haben, Sie können nicht wünschen, daß der Marquis von Villagier sich in solchem Kleide vorstellt!"

„Wie kindisch Sie sind! . . . Immer die Kleiderfrage!"

„Ich versichere Sie, Fräulein, das ist in unserm Jahrhundert eine sehr wichtige Frage."

„Nun thun Sie, was Sie wollen . . . Aber Sie werden mich nicht verhindern, mit meiner Tante von Ihnen zu sprechen . . . Ich bin so zufrieden . . . so glücklich!

Auf Wiedersehen Herr Marquis! . . . Lassen Sie mich Sie zuerst so nennen . . . Das macht mir soviel Vergnügen . . . Aber bald, Sie dürfen diesmal nicht so lange mit Ihrem Besuch zögern."

„Übermorgen werde ich die Ehre haben, mich der Frau Gräfin vorzustellen."

„Übermorgen . . . das ist noch lange! . . . Nun so schnell wie möglich, Herr von Villagier!"

Dem jungen Manne das lieblichste Lächeln zuwerfend, geht die junge Dame wieder hinauf, er folgt ihr mit den Augen, so lange er sie sehen kann, als er aus dem Hause hinausgehen will, fühlt er sich von Robertin zurückgehalten.

Der Pförtner ist nicht mehr derselbe. Sein Gesicht ist verklärt: ein Ausdruck der Freude, des Glücks belebt seine Züge, seine Augen sind feucht, er ist aufs lebhafteste erregt, mit zitternder Stimme murmelt er:

„Mein Herr! . . . Verzeihung! . . . Entschuldigen Sie mich . . . aber Sie hatten mich gebeten, Ihnen ein Zimmer in diesem Hause zu vermieten."

„Gewiß," entgegnete der junge Mann, über die Veränderung des Pförtners erstaunt.

„Nun, mein Herr, ich habe eins, ich bin gewiß, daß es Ihnen gefallen wird. Wollen Sie morgen Nachmittag kommen, so wird es fertig sein."

„Ah, Sie haben eins . . . aber ich hatte Ihnen nicht gesagt, daß ich keine Möbel hätte, ich brauche auch nur das aller Notwendigste . . ."

„Ah, seien Sie ruhig, mein Herr, alles Nötige wird da sein . . . es soll an nichts fehlen."

„Das ist gut . . . Könnte ich also schon morgen davon Besitz nehmen?"

„Ja, mein Herr, alles wird in Ordnung sein, Sie werden erwartet.“

„Morgen also!“

Der junge Zeichenlehrer entfernte sich in höchstem Erstaunen. Robertin geht in seine Wohnung, umarmt seine Tochter mit den Worten:

„Endlich wird man nicht mehr schlecht von Deinem Vater sprechen.“

XVII.

## Die Dachstube.

Bevor seine Tochter Zeit hat, ihn um Erklärung zu fragen, hat er auch schon die Wohnung wieder verlassen; er geht zu einem Tapezierer, zu einem Schneider, zu der Wäscherin. Er geht mit den Arbeitern in die erste Etage hinauf, die seit der Gefangennahme des alten Marquis nicht bewohnt worden ist.

Diese Zimmer sind fast noch ebenso möbliert, wie zu Zeiten ihres Besitzers, die alte Dekoration wurde abgenommen und durch neue, kostbarere ersetzt, die vollkommen mit dem hocheleganten Mobiliar, das Robertin immer mit Sorgfalt erhalten hat, übereinstimmt.

Während die Arbeiter im ersten Stock arbeiten, steigt Robertin nach der Dachstube hinauf.

Aus einem geschickt unter dem Dach angebrachten und selbst von dem schärfsten Auge nicht zu entdeckenden Versteck nimmt er ein voll versehenes Portefeuille, ein Packet mit Papieren und mehreren Geldrollen heraus.

Endlich zieht er hinter der Mauer ein Porträt in Lebensgröße hervor, das einen Kavalier im Hofkostüm Ludwig XVI. darstellt.

Der Pförtner bringt alle diese Gegenstände nach der ersten Etage. Er schließt das Portefeuille, die Papiere und die Geldrollen in einen Sekretär ein, dann läßt er das Bild in dem prächtigen Saal an der Stelle aufhängen, wo es vor der Revolution hing.

Der Schneider hat moderne Kleider gebracht, welche dem elegantesten jungen Mann gefallen müssen, er ist Robertin's Angaben

über Größe und Stärke der Person, für welche sie bestimmt sind, gefolgt; die Wäscherin hat ausgezeichnete Wäsche gebracht.

Dies alles hat man in dem Ankleidezimmer ausgebreitet. Robertin prüft alles, um zu sehen, ob nichts fehlt; er hat acht, daß der junge Mann, der hier wohnen soll, alles findet, was der feinste Geschmack und die größte Eleganz der vornehmen Welt fordert.

Am folgenden Morgen um zwölf Uhr ist alles fertig und Robertin tritt freudestrahlend und händereibend zu seiner Tochter ein und sagt:

„Alles ist bereit, jetzt kann er kommen!"

„Wer denn, mein Vater?"

„Derjenige, der die Wohnung im ersten Stock bewohnen soll."

„Du hast sie also vermietet?"

„Ja, ich habe den Mieter gefunden, den ich suchte."

„Aber ich habe niemanden gesehen, mein Vater."

„Hast Du den jungen Mann nicht bemerkt, der immer unser Hotel betrachtete . . . und der die Dame im zweiten Stock kennt — der ist gestern gekommen."

„Der bleiche Mann mit der traurigen, unglücklichen Miene? . . . Dem hast Du doch nicht die schöne Wohnung im ersten Stock vermietet?"

„Ja, meine Tochter, ihm."

„Ah, Du scherzest, mein Vater, Du wolltest ihm nicht einmal ein Zimmer geben."

„Das ist wahr, meine Tochter, vor einigen Tagen habe ich ihm ein Zimmer verweigert, heute gebe ich ihm eine vollständige Wohnung . . . dies beweist, daß man im Leben heute das Gegenteil von dem thut, was man gestern gethan hat."

„So ist denn dieser junge Mann auf einmal reich geworden."

„Du wirst es bald erfahren, meine Tochter, er wird kommen, ich erwarte ihn . . . oh, ja, ich erwarte ihn mit Ungeduld. Ah, er kommt . . . er ist es . . . er ist es endlich! . . . Meine Tochter, grüße ihn ehrfurchtsvoll."

Adeline gehorcht ihrem Vater, indem sie sich fragt, was das wohl zu bedeuten hat.

Robertin eilt dem jungen Herrn, der in die Halle eintritt, entgegen und begrüßt ihn tief, die Mütze in der Hand haltend.

Der sogenannte Herr Saint-Clair ist über die außerordentliche Höflichkeit des Pförtners erstaunt und beeilt sich, ihm zu sagen:

„Hier bin ich. Ist das Zimmer, das Sie mir geben wollen, fertig?“

„Wollen Sie mir folgen, mein Herr, ich werde die Ehre haben, Sie zu führen.“

Robertin steigt die große Treppe hinauf, der junge Mann folgt ihm, in der ersten Etage bleibt Robertin stehen und öffnet die Thür der großen Wohnung; da ruft Sain-Clair aus:

„Sie irren sich, Pförtner, in der ersten Etage kann doch das Zimmer nicht sein, das Sie mir überlassen wollten.“

„Nein, Herr, ich irre mich nicht . . . Bitte, haben Sie die Güte hier einzutreten.“

Der Pförtner tritt auf die Seite, um den jungen Mann vorbeigehen zu lassen, welcher lebhaft erregt ist, die Wohnung zu betreten, in welcher sein Vater seine erste Kindheit verbracht hat.

Voll Staunen schreitet Saint-Clair durch diese Räume, im Salon angekommen bleibt er stehen und ruft in höchster Verwunderung aus:

„Diese Möbel sind sehr schön . . . alles steht auf dem Platz . . . man möchte glauben, die alten Besitzer hätten diese Räume nie verlassen . . . und dieses Bild! mein Gott, wem ist dieses Bild?“

„Das Ihres Großvaters, das mein Vater die Ehre gehabt hat, aufzubewahren, ebenso auch die bedeutende Summe, welche Ihr Großvater ihm anvertraut hat; mit einem Teil derselben ist es meinem Vater gelungen, unter einem falschen Namen dies Hotel wieder zu kaufen. Sie sind in Ihrem Hause, Herr Marquis, dieses Hotel gehört Ihnen, in dem Sekretär finden Sie Ihre Rechtsansprüche wie eine Summe von vierhundertundachtzigtausend Franken; der Rest, der ihm von der Summe nach dem Kauf des Hotels geblieben und der Erlös von den Mieten, die sowohl er wie ich eingenommen habe.

Der junge Marquis von Villagier — denn jetzt werden wir ihm keinen andern Namen geben — zweifelt, ob er wacht oder träumt; um ihn von der Wahrheit seiner Worte zu überzeugen, öffnet Robertin den Sekretär, zeigt ihm seine Rechtsansprüche, sein Portefeuille mit den Banknoten, zählt ihm die Geldrollen auf und sagt:

„Gestern habe ich mir erlaubt, von diesem Gelde zu nehmen, um Vorhänge und Portieren zu kaufen, auch habe ich mir erlaubt für Ihre Kleidung zu sorgen . . . Ich hoffe, der Herr Marquis werde mir verzeihen.“

„Ihnen verzeihen, Robertin . . . wenn Sie mir mein Vermögen und das Hotel, in welchem mein Vater geboren ist, wiedergeben! . . . Ihrer feinen Ergebung danke ich dies alles! Und ich habe Ihnen meinen Zorn, meine Verachtung fühlen lassen . . . Warum widerlegten Sie nicht die Verleumdungen, die man gegen Sie und Ihren Vater verbreitet hatte?“

„Das war notwendig, Herr Marquis; als Ihr Großvater meinem Vater eine Summe von sechshunderttausend Franken in Gold anvertraute und ihm den Versteckplatz zeigte, den er selbst in die Dachstube gemacht, sagte er ihm: Robertin, wenn ein Unglück geschehen, wenn ich festgenommen werden sollte, so könnten Sie meinem Sohne diese Summe aufheben, zeigen Sie sich als einen der wärmsten Anhänger der neuen Ideen, verraten Sie Ihr Benehmen durch keine Silbe; das ist das sicherste Mittel, Ihre Stelle im Hotel zu behaupten, und dann sind Sie klug genug, so zu handeln, wie die Umstände es gebieten. Ihr Großvater hatte hinzugesetzt: Ich werde meinem Freunde, dem ich meinen Sohn anvertraut habe, schreiben, daß ich Ihnen meinen ganzen Besitz anvertraut habe.

Wahrscheinlich hat er nicht Zeit gehabt, diesen Brief zu schreiben oder hat es ihm an einer sicheren Gelegenheit gefehlt, ihn zu befördern.“

„Nein, weder mein Vater, noch der Freund, bei welchem er war, haben je einen Brief nach der Gefangennahme meines Großvaters erhalten.“

„Mein Vater hat getreu den Willen Ihres Großvaters erfüllt, nach dem Tode Ihres Großvaters hat er dieses Hotel unter einem falschen Namen wiedergekauft. Bis zum letzten Augenblick seines Lebens bewahrte er das Geheimnis dieser Ereignisse, erst wenige Augenblicke vor seinem Tode vertraute er sie mir an, indem er mir sagte:

Fahre fort, das zu thun, was ich gethan habe; der Sohn meines Herrn wird eines Tages zurückkommen, wenn Du erfährst wo er ist, eile Dich, ihm anzuzeigen, nach Frankreich zurückzukommen, wo seiner ein Vermögen wartet. Unterdessen erhalte ihm seine schöne Wohnung im ersten Stock, vermiete einige andere, um das Geld, was ich zum Ankauf des Hotels ausgegeben, wieder zu gewinnen, aber laß nur solche Leute im Hause wohnen, zu denen Du Vertrauen haben kannst.

Das hat mir mein Vater gesagt, seine Anweisungen habe ich aufs pünktlichste befolgt, hoffend, daß dieses Haus einst wieder an seinen rechtmäßigen Besitzer kommen würde.“

Statt aller Antwort öffnet der Marquis seine Arme:

„Umarmen Sie mich, Robertin, das ist die einzige Belohnung, die ich zu geben vermag.“

„Ach, Herr Marquis, eine solche Ehre!“

„Die Ehre ist für denjenigen, der eine schöne Handlung thut, die Belohnung ist nur gerecht.“

Nach einigen Minuten sagt der junge Marquis:

„Robertin, Sie haben mir von Kleidern gesprochen, wo sind die?“

„In Ihrem Ankleidezimmer, wollen Sie sich dorthin begeben, Herr Marquis?“

Beim Anblick der neuen Kleider, empfindet der Marquis die lebhafteste Freude, er war noch sehr jung und hatte endlich einmal die Freude, sich schön zu kleiden, es war so natürlich, daß dies sein Glück vermehrte.

In kurzem hatte der junge Villagier die eleganteste Toilette gemacht, er schien wie verwandelt: er ist nicht mehr derselbe, seine leidende Miene, seine Bläſſe sind verschwunden. Er ist ein eleganter Kavalier, den das Glück verschönt und der Toilette keinen Eintrag thut.

„Nun,“ sagt er zu Robertin, „haben Sie die Gefälligkeit, zu den Damen im zweiten Stock hinaufzugehen, und fragen Sie, ob der Bewohner der ersten Etage, der Marquis von Villagier, ihr neuer Nachbar, ihnen seine Aufwartung machen dürfte.“

„Ich gehe, Herr Marquis.“

Der Schweizer richtet seinen Auftrag aus. Als er sagt:

„Ihr Nachbar aus der ersten Etage, der Marquis von Villagier . . .“ sieht die Gräfin ihre Nichte an und sagt:

„Was hast Du mir denn erzählt, Adrienne, daß dieser junge Zeichenlehrer der Marquis von Villagier ist . . . Du hast Dich also geirrt, der wohnt ja unter uns, in der ersten Etage.“

„Doch, meine Tante, ich schwöre Dir . . .“

„Es ist ganz gleich, Pförtner, sagen Sie dem Herrn von Villagier, daß wir entzückt sind, ihn zu empfangen.“

Kaum hat die Gräfin das ausgesprochen, als der junge Marquis, der im Nebenzimmer wartet, plötzlich eintritt. Als die Damen den eleganten Kavalier erblicken, ist die Tante ganz betroffen, aber Adeline ruft aus:

„Er ist es! . . . Er ist es, meine Tante . . . Ich war sicher, daß ich mich nicht getäuscht hatte.“

„In der That,“ sagt die Gräfin . . . „Aber diese vollständige Veränderung des Kostüms . . .“

„Ich teile Ihnen mit, gnädige Frau, daß ich mit meinem Namen auch mein Vermögen wiedergefunden, und ich werde es Ihnen sagen, wer es mir bewahrt hat.“

Der junge Marquis wiederholt der Gräfin alles, was Robertin ihm mitgeteilt.

Man kann sich denken, mit welchem Interesse die Damen dieser Erzählung lauschten und welche Worte des Lobes sie für Robertin und seinen Vater hatten.

„Ach, wie gut habe ich gethan, nicht von Herrn Robertin auszuziehen, als er die Feuerwehr nicht holen wollte,“ sagte Frau von Marsanne.

„Herr von Villagier, ich bin entzückt, in Ihrem Hotel zu wohnen, aber jetzt, da Sie von demselben Besitz nehmen, wollen Sie vielleicht keine Fremde im Hause haben.“

„Wenn Sie wollen, sind Sie keine Fremde mehr für mich; denn heute wage ich es, Ihnen meine Liebe zu erklären, die ich für Ihr Fräulein Nichte empfinde, und Sie zu bitten, mich vollkommen glücklich zu machen, indem Sie mir ihre Hand geben.“

Diese Bitte konnte nur günstig aufgenommen werden.

Glücklich in seiner Liebe, denkt der junge Villagier nur daran, denjenigen zu belohnen, der ihm sein Vermögen wiedergegeben.

Robertin behauptet, daß er nur seine Pflicht gethan, und will von keiner Belohnung hören. Aber der Marquis will, daß man auch seinen Willen achtet, und giebt der jungen Adeline dreißigtausend Franken zur Ausstattung.

Als Herr Droguin erfährt, daß die kleine Näherin eine so schöne Aussteuer bekommen, ist er der erste, der zu seinem Sohne sagt:

„Heirate Robertins Tochter, mein Freund, dieses braven Robertins, den man in so gemeiner Weise verleumdet hat. Ich gebe Dir meine Einwilligung! Sei glücklich, Julian. Deine Schwester ist sehr mager, sehr angegriffen und sehr verschnupft aus England zurückgekehrt. Sie kostet mich alle Tage eine Dose Hustensyrop! . . . aber ich mache ihr keine Vorwürfe . . . obschon es mir sehr unangenehm ist, mein Sauerkraut mit einem Zinnlöffel essen zu müssen.“

Als Julian Adeline geheiratet, war seine erste Sorge, seinem Vater das Silbergeschirr wieder auszulösen.

Die Familie Bassinoire lebt wieder in Frieden, seitdem die Frau des Pförtners einäugig geworden, als sie die Tochter der Gewässer mit den Seiltänzern spielte. Nur eines Apfels bedurfte es, um sie von ihrer Leidenschaft für das Theater zu heilen. Seht, woran das Glück hienieden hängt.

Ende.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kock, Paul <<de>>,

Der Portier der Rue du Bac

Berlin [ca. 1850]

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LA 2682#(Beibd. 2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11257612-0